



Albert Camus

*Der Mythos
des
Sisyphos*

ro
ro
ro

In neuer Übersetzung

Die folgenden Seiten handeln von einem Sinn für das Absurde, wie er in unserem Jahrhundert weit verbreitet ist – nicht von einer Philosophie des Absurden, die unsere Zeit, genaugenommen, nicht kennt. Es ist also eine Anstandspflicht, gleich zu Beginn festzustellen, was diese Seiten gewissen zeitgenössischen Geistern verdanken – ich möchte das keineswegs leugnen, man wird sie vielmehr überall in meinem Buche zitiert und kommentiert finden. Gleichzeitig aber ist die Bemerkung angebracht, daß das Absurde bisher als Ergebnis verstanden wurde, in diesem Versuch aber als Ausgangspunkt betrachtet wird. In diesem Sinne hat meine Auslegung wohl etwas Vorläufiges: man sollte über den Standort, den sie bezieht, nicht voreilig urteilen. Man wird es hier nur mit der Beschreibung eines geistigen Übels im Reinzustande zu tun haben. Keine Metaphysik, kein Glaube werden zunächst damit verbunden. Das sind die Abgrenzungen dieses Buches und seine einzige Stellungnahme. Persönliche Erfahrungen veranlassen mich zu dieser ausdrücklichen Feststellung.

I. EINE ABSURDE ÜBERLEGUNG

DAS ABSURDE UND DER SELBSTMORD

Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie. Alles andere – ob die Welt drei Dimensionen und der Geist neun oder zwölf Kategorien habe – kommt erst später. Das sind Spielereien; zunächst heißt es Antwort geben. Und wenn es wahr ist, daß – nach NIETZSCHE – ein Philosoph, der ernst genommen werden will, mit gutem Beispiel vorangehen müsse, dann begreift man die Wichtigkeit dieser Antwort, da ihr dann die endgültige Tat folgen muß. Für das Herz sind das unmittelbare Gewißheiten, man muß sie aber gründlich untersuchen, um sie dem Geiste deutlich zu machen.

Wenn ich mich frage, weswegen diese Frage dringlicher als irgendeine andere ist, dann antworte ich: der Handlungen wegen, zu denen sie verpflichtet. Ich kenne niemanden, der für den ontologischen Beweis gestorben wäre. GALILEI, der eine schwerwiegende wissenschaftliche Wahrheit besaß, leugnete sie mit der größten Leichtigkeit ab, als sie sein Le-

ben gefährdete. In gewissem Sinne tat er recht daran¹. Diese Wahrheit war den Scheiterhaufen nicht wert. Ob die Erde sich um die Sonne dreht oder die Sonne um die Erde – das ist im Grunde gleichgültig. Um es genau zu sagen: das ist eine nichtige Frage. Dagegen sehe ich viele Leute sterben, weil sie das Leben nicht für lebenswert halten. Andere wieder lassen sich paradoxerweise, für die Ideen oder Illusionen umbringen, die ihnen einen Grund zum Leben bedeuten (was man einen Grund zum Leben nennt, das ist gleichzeitig ein ausgezeichnete Grund zum Sterben). Also schließe ich, daß die Frage nach dem Sinn des Lebens die dringlichste aller Fragen ist. Wie sie beantworten? Über alle wesentlichen Probleme (darunter verstehe ich Probleme, die möglicherweise das Leben kosten, oder solche, die den Lebenswillen steigern) gibt es wahrscheinlich nur zwei Denkweisen: die von LA PALISSE² und die von *Don Quijote*. Nur das Gleichgewicht von

¹ Vom relativen Wert der Wahrheit aus gesehen. Freilich – vom Standpunkt einer männlichen Haltung aus kann man die Schwächlichkeit dieses Gelehrten belächeln.

² Ein französischer Hauptmann, der 1525 in der Schlacht bei Pavia fiel und zu dessen Ehren seine Soldaten ein berühmtes Lied dichteten; darin heißt es: <Ein Viertelstund vor seinem Tod / Da war er noch am Leben.> Anm. d. Ü.

Evidenz und Schwärmerei kann uns gleichzeitig Erregung und Klarheit verschaffen. Bei einem so bescheidenen und zugleich derart mit Pathos belasteten Thema sollte also an die Stelle der gelehrten, klassischen Dialektik eine bescheidenere Geisteshaltung treten, die ebenso vom gesunden Menschenverstand wie vom Mitgefühl ausgeht.

Man hat den Selbstmord immer nur als soziales Phänomen dargestellt. Hier dagegen geht es darum, zunächst nach der Beziehung zwischen individuellem Denken und Selbstmord zu fragen. Eine solche Tat bereitet sich in der Stille des Herzens mit demselben Anspruch vor wie ein bedeutendes Werk. Der Mensch selber weiß nichts davon. Eines Abends schießt er oder geht ins Wasser. Von einem Immobilienhändler, der sich umgebracht hatte, erzählte man mir einmal, er habe vor fünf Jahren seine Tochter verloren und habe sich seitdem sehr verändert, die Geschichte <habe ihn untergraben>. Einen treffenderen Ausdruck kann man sich nicht wünschen. Wenn man zu denken anfängt, beginnt man untergraben zu werden. Die Gesellschaft hat mit diesen Anfängen nicht viel zu tun. Der Wurm sitzt im Herzen des Menschen. Dort muß er auch gesucht werden. Diesem tödlichen Spiel, das von der Erhellung der Existenz zur Flucht aus dem Leben fährt, muß man nachgehen, und man muß es begreifen.

Ein Selbstmord kann vielerlei Ursachen haben, und im allgemeinen sind die sichtbarsten nicht eben die wirksamsten gewesen. Ein Selbstmord wird selten aus Überlegung begangen (obwohl diese Hypothese nicht ausgeschlossen ist). Meist löst etwas Unkontrollierbares die Krise aus. Die Zeitungen sprechen dann oft von <heimlichem Kummer> oder von <unheilbarer Krankheit>. Diese Erklärungen haben ihre Geltung. Man müßte aber wissen, ob nicht am selben Tage ein Freund mit dem Verzweifelten in einem gleichgültigen Ton gesprochen hat. Das ist der Schuldige. Dergleichen kann nämlich Genügen, um allen Ekel und allen latenten Überdruß auszulösen³

Wenn es jedoch schmierig ist, den genauen Zeitpunkt, den winzigen Schritt anzugeben, mit dem der Geist sich für den Tod entschieden hat, so ist es leichter, aus der Tat an sich ihre Voraussetzungen zu erschließen. Sich in bestimmter Absicht, wie im Melodrama, umbringen heißt: ein Geständnis ablegen. Es heißt gestehen, daß man vom Leben überwältigt

³Bei dieser Gelegenheit sei auf den relativen Charakter dieses Versuchs hingewiesen. Der Selbstmord kann tatsächlich auch auf viel ehrenwertere Beweggründe zurückgehen. Beispiel: die politischen, als Protest gemeinten Selbstmorde während der chinesischen Revolution.

wird oder das Leben nicht begreift. Wir wollen aber in diesen Analogien nicht zu weit gehen und zur alltäglichen Ausdrucksweise zurückkehren. Es handelt sich einfach um das Geständnis, daß es <nicht lohnt>. Leben ist naturgemäß niemals leicht. Aus vielerlei Gründen, vor allem aus Gewohnheit, tut man fortgesetzt Dinge, die das Dasein verlangt. Freiwilliges Sterben hat zur Voraussetzung, daß man wenigstens instinktiv das Lächerliche dieser Gewohnheit erkannt hat, das Fehlen jedes tieferen Grundes zum Leben, die Sinnlosigkeit dieser täglichen Betätigung, die Nutzlosigkeit des Leidens.

Was für ein unberechenbares Gefühl raubt nun dem Geist den lebensnotwendigen Schlaf? Eine Welt, die sich – wenn auch mit schlechten Gründen – deuten und rechtfertigen läßt, ist immer noch eine vertraute Welt. Aber in einem Universum, das plötzlich der Illusionen und des Lichts beraubt ist, fühlt der Mensch sich fremd. Aus diesem Verstoßen-sein gibt es für ihn kein Entrinnen, weil er der Erinnerungen an eine verlorene Heimat oder der Hoffnung auf ein gelobtes Land beraubt ist. Dieser Zwiespalt zwischen dem Menschen und seinem Leben, zwischen dem Schauspieler und seinem Hintergrund ist eigentlich das Gefühl der Absurdität. Da alle normalen Menschen an Selbstmord gedacht haben, wird es

ohne weiteres klar, daß zwischen diesem Gefühl und der Sehnsucht nach dem Nichts eine direkte Beziehung besteht.

Zusammenhang zwischen dem Absurden und dem Selbstmord

Gegenstand dieses Versuchs ist eben dieser Zusammenhang zwischen dem Absurden und dem Selbstmord, die genaue Feststellung, in welchem Maße der Selbstmord für das Absurde eine Lösung ist. Man kann den Grundsatz aufstellen: die Handlungsweise eines aufrichtigen Menschen müsse von dem bestimmt werden, was er für wahr hält. Der Glaube an die Absurdität des Daseins sollte demnach die Richtschnur seines Verhaltens sein. Mit berechtigter Neugier fragt man sich offen und ohne falsches Pathos, ob eine derartige Erkenntnis verlangt, daß man einen unbegreiflichen Zustand so rasch wie möglich aufgebe. Wohlgemerkt: ich spreche hier von Menschen, die fähig sind, mit sich selbst ins reine zu kommen.

Klar formuliert mag dieses Problem ebenso einfach wie unlösbar erscheinen. Aber man vermutet zu Unrecht, daß einfache Fragen ebenso einfache Antworten nach sich ziehen und daß das Evidente nur Evidentes umschließt. Auch wenn man umgekehrt die Frage stellt, ob man sich umbringen soll

oder nicht, scheint es *a priori* nur zwei philosophische Lösungen zu geben: ein Ja und ein Nein. Das wäre jedoch zu schön. Wir müssen von den Menschen ausgehen, die fortgesetzt Fragen stellen und keine Schlüsse ziehen. Ich sage das fast ohne Ironie: es handelt sich um die Mehrzahl. Ebenso sehe ich, daß die Neinsager so handeln, als dächten sie ja. Wenn ich mir NIETZSCHES Kriterium zu eigen mache, dann denken sie tatsächlich auf die eine oder andere Weise ja. Bei Selbstmördern dagegen kommt es oft vor, daß sie vom Sinn des Lebens überzeugt waren. Diese Widersprüche sind konstant. Man kann sogar sagen, daß sie immer dort besonders lebendig gewesen sind, wo ganz im Gegenteil Logik höchstbegehrnt gewesen wäre. Es ist ein Gemeinplatz, die philosophischen Theorien mit dem Verhalten derer zu vergleichen, die sich zu ihnen bekennen. Es muß aber betont werden, daß keiner von jenen Denkern, die dem Leben jeden Sinn absprachen, seine Logik so weit getrieben hat, das Leben selber auszuschlagen – außer *Kirilow*⁴, der der Literatur angehört, außer PEREGRINOS⁵, der der Legende entstammt,

⁴ Figur aus DOSTOJEWSKIJS <Dämonen>, s. unter S. 87ff. (Anm. d. Red.)

⁵ Ich habe von einem Nachfolger PEREGRINOS gehört, von einem Nachkriegs-Schriftsteller, der sich nach Vollendung seines ersten Buches das

und außer JULES LEQUIER⁶, der das Geschöpf einer Hypothese ist. Man zitiert oft SCHOPENHAUER, der an seiner gutgedeckten Tafel den Selbstmord pries, und lacht über ihn. Das ist aber keineswegs zum Lachen. Diese Art, das Tragische nicht ernst zu nehmen, ist nicht so wichtig; sie beleuchtet nur den Mann selber.

Muß nun angesichts dieser Widersprüche und Unklarheiten angenommen werden, daß zwischen der Meinung, die man vom Leben haben kann, und dem Schritt, mit dem man es verläßt, keinerlei Beziehung herrscht? Wir wollen hier nichts übertreiben. In der Bindung des Menschen an sein Leben gibt es etwas, das stärker ist als alles Elend der Welt. Die Entscheidung des Körpers gilt ebensoviel wie eine geistige Entscheidung, und der Körper scheut die Vernichtung. Wir gewöhnen uns ans Leben, ehe wir uns ans Denken gewöhnen. Bei dem Wettlauf, der uns dem Tode täglich etwas näher

Leben nahm, um die Aufmerksamkeit auf sein Werk zu lenken. Die Aufmerksamkeit wurde tatsächlich erregt, das Buch aber wurde verrissen. – Anm. d. Ü.: LUCIAN berichtet, daß der Kyniker PEREGRINOS PROTEUS (Anfang des 2. Jahrh. n. Chr.) sich selbst vor allem Volk verbrannt habe.

⁶ JULIUS LEQUIER (geb. 1814, französischer Philosoph) schwamm 1862 bei Plérin ins offene Meer und kehrte nicht zurück; man vermutet, daß er freiwillig den Tod suchte.

bringt, hat der Körper unwiderruflich den Vorsprung. Das Wesentliche dieses Widerspruchs liegt letztlich im <Ausweichen>, wie ich es nennen möchte; es ist nämlich mehr und gleichzeitig weniger als die <Zerstreuung>, von der PASCAL spricht. Ausweichen – das ewige Spiel. Das typische Ausweichen, das tödliche Ausweichen, das dritte Thema dieses Versuchs – das ist die Hoffnung. Die Hoffnung auf ein anderes Leben, das man sich <verdienen> muß, oder die Betrügerei derer, die nicht für das Leben an sich leben, sondern für irgendeine große Idee, die über das Leben hinausreicht, es erhöht, ihm einen Sinn gibt und es verrät.

Leben ohne Sinn?

So ist alles dazu angetan, Verwirrung zu stiften. Nicht umsonst haben wir bisher mit Worten gespielt und so getan, als glaubten wir dem Leben einen Sinn abzusprechen, führe notgedrungen zu der Erklärung, das Leben lohne sich nicht. Tatsächlich gibt es zwischen diesen beiden Urteilen kein zwangsläufiges Verhältnis. Wir dürfen, uns nur nicht von den bisher angeführten Verwirrungen, Zerwürfnissen und Inkonssequenzen irreführen lassen. Wir müssen das alles beiseite lassen und geradewegs auf das wirkliche Problem losgehen.

Man bringt sich um, weil das Leben sich nicht lohnt das ist zweifellos eine Wahrheit, freilich eine unergiebigere Wahrheit, weil sie ein Gemeinplatz ist. Aber rührt diese Beleidigung des Daseins, dieses Ableugnen, durch das man es verschwinden läßt, daher, daß es keinerlei Sinn hat? Verlangt seine Absurdität, daß man ihm mittels der Hoffnung oder durch den Selbstmord entflieht? Das allein müssen wir herausbekommen, untersuchen und klären; alles übrige müssen wir außer acht lassen. Verlangt das Absurde den Tod, so müssen wir dieses Problem allen anderen vorziehen – frei von aller Methodik, von allen Spielereien eines unbeteiligten Geistes. Feine Unterschiede und Widersprüche, die ganze Psychologie, die ein <objektiver> Geist auf alle Probleme anzuwenden weiß, haben bei dieser Untersuchung und bei dieser Sache des Herzens nichts zu suchen. Hier ist nur rücksichtsloses, d. h. logisches Denken am Platze. Keine leichte Aufgabe. Logisch zu sein, ist immer bequem. Nahezu unmöglich ist es aber, logisch bis ans Ende zu sein. Menschen, die von eigener Hand sterben, folgen damit dem Zuge ihres Herzens bis zum äußersten. Die Betrachtung des Selbstmordes gibt mir also Gelegenheit, das einzige mich wirklich interessierende Problem zu fixieren: gibt es eine Logik bis zum Tode? Das kann ich nur herausbekommen,

wenn ich mit gezügelter Leidenschaft, lediglich im Lichte der Evidenz, die Überlegung anstelle, deren Ausgangspunkt ich hier bezeichne. Ich nenne sie eine absurde Überlegung. Viele haben sie begonnen. Ich weiß aber noch nicht, ob sie sich auch daran gehalten haben.

Wenn KARL JASPERS die Unmöglichkeit aufdeckt, die Einheitlichkeit der Welt zu begründen, und erklärt: <Diese Grenzsituation führt mich zu mir selbst, dorthin, wo ich mich nicht mehr zurückziehe hinter einen objektiven Standpunkt, den ich nur vertrete, dorthin, wo weder ich selbst noch die Existenz eines andern mir Objekt werden kann>, so beschwört er – nach vielen anderen – die ausgedörrten Einöden, in denen das Denken seine äußerste Grenze erreicht. Nach vielen anderen – gewiß; aber wie viele haben sie schleunigst wieder verlassen! Diese letzte Kehre, an der das Denken unsicher wird, haben viele Menschen erreicht und gerade auch die Demütigsten. Die einen entsagten dem Teuersten, das sie besaßen: ihrem Leben. Andere, Fürsten im Reiche des Geistes, haben auch entsagt – aber sie sind zum Selbstmord des Denkens in seiner reinsten Auflehnung gekommen. Die wahre Leistung besteht vielmehr darin, sich dort solange wie möglich zu halten und die barocke Vegetation dieser fernen Gegenden aus der Nähe zu erforschen. Ausdauer und Scharfblick

sind begünstigte Zuschauer dieses unmenschlichen Spiels, bei dem das Absurde, die Hoffnung und der Tod Rede und Gegenrede wechseln. Ein Tanz, elementar und subtil zugleich – seine Figuren muß der Geist erst analysieren, bevor er sie anschaulich machen und selbst wieder zum Leben erwecken kann.

DIE ABSURDEN MAUERN

Tiefe Gefühle besagen – wie große Kunstwerke – immer mehr, als sie bewußt aussagen. Das ständige Vorhandensein einer Regung oder eines Widerwillens in einer Seele läßt sich in Gewohnheiten des Denkens und des Handelns feststellen und noch in Wirkungen aufspüren, von denen die Seele selber nichts weiß. Die großen Gefühle sind jeweils begleitet von ihrer Welt, mag sie glanzvoll oder jämmerlich sein. Sie erhellen mit ihrer Leidenschaft eine geschlossene Welt, die ihrem Klima entspricht. So gibt es eine Welt der Eifersucht, des Ehrgeizes, des Egoismus oder des Großmuts. Eine Welt – das heißt: eine Metaphysik und eine Geisteshaltung. Was von den bereits deutlich unterscheidbaren Gefühlen gilt, das trifft noch viel mehr auf Regungen zu, die ihrem Ursprung nach ebenso unbestimmt sind und zugleich ebenso verworren

und so <sicher>, so fern und so <gegenwärtig> wie die Empfindungen, die das Schöne uns vermittelt oder die das Absurde auslöst.

Das Gefühl der Absurdität kann einen beliebigen Menschen an einer beliebigen Straßenecke anspringen. Es ist in seiner trostlosen Nacktheit, in seinem glanzlosen Licht nicht zu fassen. Doch ist gerade diese Schwierigkeit des Nachdenkens wert. Wahrscheinlich bleibt uns ein Mensch immer unbekannt; wahrscheinlich gibt es in ihm immer etwas Unauflösbares, das uns entschlüpft. *Praktisch* aber kenne ich die Menschen, und ich erkenne sie an ihrem Verhalten, an der Gesamtheit ihrer Handlungen, an den Wirkungen, die ihr Dasein im Leben hervorruft. Ebenso kann ich alle irrationalen Empfindungen, die sich nicht analysieren lassen, *praktisch* definieren und *praktisch* bewerten, indem ich die Summe ihrer Folgeerscheinungen in verstandesmäßiger Ordnung zusammenfasse, alle ihre Erscheinungsformen verstehe und vermerke, ihre Welt nachzeichne. Wenn ich einen Schauspieler auch hundertmal gesehen habe, kenne ich ihn persönlich darum offensichtlich gewiß nicht besser. Wenn ich aber alle Helden, die er verkörpert hat, zusammennehme und behaupte, daß ich ihn nach der hundertsten Rolle ein bißchen besser kenne, so fühlt man, daß daran etwas Wahrheit ist.

Dieses offenkundige Paradox ist nämlich auch ein Gleichnis. Es enthält eine Moral. Sie besagt, daß ein Mensch ebensosehr aus seinen Verstellungen wie aus seinen aufrichtigen Regungen zu erklären ist. Im Unterton schwingen da Gefühle mit, die unzugänglich im Herzen verborgen sind; sie verraten sich aber teilweise durch Handlungen, die sie stillschweigend voraussetzen, und durch Geisteshaltungen, denen sie zugrunde liegen. Es ist wohl verständlich, daß ich damit eine Methode definiere. Es ist aber wohl auch klar, daß es eine Methode der Analyse und nicht eine Methode der Erkenntnis ist. Methoden schließen nämlich metaphysische Positionen ein und lassen unabsichtlich Folgerungen sichtbar werden, die sie manchmal angeblich noch nicht kennen. So sind die letzten Seiten eines Buches schon in seinen ersten enthalten. Diese Schwierigkeit läßt sich nicht umgehen. Die hier definierte Methode gibt zu, daß jede wirkliche Erkenntnis unmöglich ist. Wir können immer nur Erscheinungsformen aufzählen und das Klima spürbar machen.

Das Klima der Absurdität

Vielleicht können wir also dem unfaßbaren Gefühl des Absurden in den verschiedenartigen und doch verwandten Welten

des Geistes, der Lebenskunst und der Kunst überhaupt auf die Spur kommen. Am Anfang steht das Klima der Absurdität. Das Ziel ist das absurde Universum und jene Geisteshaltung, die die Welt mit einem angemessenen Lichte erhellt und so in ihr jenes bevorzugte und ununerbittliche Gesicht aufleuchten läßt, das sie der Welt zuerkennen zu müssen glaubt.

Alle großen Taten und alle großen Gedanken haben in ihren Anfängen etwas Lächerliches. Die bedeutenden Werke werden oft an einer Straßenecke oder in der Windfangtür eines Restaurants geboren. So ist es auch mit der Absurdität. Mehr als irgendeine andere Welt verdankt die Welt des Absurden ihren Adel dieser niedrigen Herkunft. Antwortet ein Mensch auf die Frage, was er denke, in gewissen Situationen mit <nichts>, so kann das Verstellung sein. Verliebte wissen das genau. Ist diese Antwort aber aufrichtig, stellt sie den sonderbaren Seelenzustand dar, in dem die Leere beredt wird, die Kette alltäglicher Gebärden zerrissen ist und das Herz vergeblich das Glied sucht, das sie wieder zusammenfügt – dann ist sie gleichsam das erste Anzeichen der Absurdität.

Dann stürzen die Kulissen ein. Aufstehen, Straßenbahn, vier Stunden Büro oder Fabrik, Essen, Straßenbahn, vier Stunden Arbeit, Essen, Schlafen, Montag, Dienstag, Mitt-

woch, Donnerstag, Freitag, Samstag, immer derselbe Rhythmus – das ist sehr lange ein bequemer Weg. Eines Tages aber steht das <Warum> da, und mit diesem Überdruß, in den sich Erstaunen mischt, fängt alles an. <Fängt an> – das ist wichtig. Der Überdruß ist das Ende eines mechanischen Lebens, gleichzeitig aber auch der Anfang einer Bewußtseinsregung. Er weckt das Bewußtsein und bereitet den nächsten Schritt vor. Der nächste Schritt ist die unbewußte Umkehr in die Kette oder das endgültige Erwachen. Schließlich führt dieses Erwachen mit der Zeit folgerichtig zu der Lösung: Selbstmord oder Wiederherstellung. An sich hat der Überdruß etwas Widerliches. Hier jedoch muß ich zu der Überzeugung kommen, daß er gut ist. Denn mit dem Bewußtsein fängt alles an, und nur durch das Bewußtsein hat etwas Wert. Diese Feststellungen sind keineswegs originell. Sie liegen vielmehr auf der Hand, und für eine summarische Bekanntschaft mit den Ursprüngen des Absurden genügen sie einstweilen. Die einfache <Sorge> ist, wie HEIDEGGER es ausdrückt, aller Dinge Anfang.

So trägt uns im Alltag eines geruhsamen Lebens die Zeit. Stets aber kommt ein Augenblick, da wir sie tragen müssen. Wir leben auf die Zukunft hin: <morgen>, <später>, <wenn du dazu in der Lage bist>, <wenn du älter bist, wirst du's verstehen>. Diese Inkonsequenzen sind bewundernswert,

denn schließlich müssen wir ja doch sterben. Es kommt ein Tag, da stellt der Mensch fest, daß er dreißig Jahre alt ist. Damit beteuert er seine Jugend. Zugleich aber bestimmt er seine Situation, indem er sich in Beziehung zur Zeit setzt. Er nimmt in ihr seinen Platz ein. Er erkennt, daß er sich an einem bestimmten Punkt einer Kurve befindet, die er – dazu bekennt er sich durchlaufen muß. Er gehört der Zeit, und mit jenem Grauen, das ihn dabei packt, erkennt er in ihr seinen schlimmsten Feind. Ein Morgen wünscht er sich, ein Morgen, während doch sein ganzes Selbst sich dem widersetzen sollte. Dieses Aufbegehren des Fleisches ist das Absurde⁷

Verfremdung

Eine Stufe tiefer, – und die Verfremdung ergreift uns: die Wahrnehmung, daß die Welt <echt> ist, die Ahnung, wie sehr ein Stein fremd ist, undurchdringbar für uns, und mit welcher Intensität die Natur oder eine Landschaft uns ver-

⁷ Allerdings nicht im eigentlichen Sinne. Es handelt sich nicht um eine Definition, sondern um eine *Aufzählung* der Gefühle, die Absurdes zulassen. Auch mit der vollständigen Aufzählung hat man das Absurde jedoch nicht erschöpft.

neint. In der Tiefe jeder Schönheit liegt etwas Unmenschliches, und diese Hügel, der sanfte Himmel, die Konturen der Bäume – sie verlieren im Augenblick den trügerischen Sinn, mit dem wir sie bedachten, und liegen uns von nun an ferner als ein verlorenes Paradies. Die primitive Feindseligkeit der Welt, die durch die Jahrtausende besteht, erhebt sich wieder gegen uns. Eine Sekunde lang verstehen wir die Welt nicht mehr: jahrhundertlang haben wir in ihr nur die Bilder und Gestalten gesehen, die wir zuvor in sie hineingelegt hatten, und nun verfügen wir nicht mehr über die Kraft, von diesem Kunstgriff Gebrauch zu machen. Die Welt entgleitet uns: sie wird wieder sie selbst. Die gewohnheitsmäßig maskierten Kulissen werden wieder was sie wirklich sind. Sie rücken uns fern. Wie es Tage gibt, an denen man unter dem vertrauten Gesicht einer Frau jene andere wie eine Fremde wiederentdeckt, die man vor Monaten oder Jahren geliebt hatte, so werden wir uns vielleicht gerade das wünschen, was uns plötzlich so einsam macht. Aber so weit ist es noch nicht. Eines nur: diese Dichte und diese Fremdartigkeit der Welt sind das Absurde.

Auch die Menschen sondern Unmenschliches ab. In gewissen helllichtigen Stunden läßt das mechanische Aussehen ihrer Bewegungen, ihre sinnlos gewordene Pantomime alles

um sie herum stumpfsinnig erscheinen. Ein Mensch spricht hinter einer Glaswand ins Telefon, man hört ihn nicht, man sieht nur sein sinnloses Mienenspiel: man fragt sich, warum er lebt. Dieses Unbehagen vor der Unmenschlichkeit des Menschen selbst, dieser unberechenbare Sturz vor dem Bilde dessen, was wir sind, dieser <Ekel>, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller es nennt, ist auch das Absurde. Auch der Fremde, der uns in gewissen Augenblicken in einem Spiegel begegnet, der vertraute und doch beunruhigende Bruder, den wir auf unseren eigenen Photographien sehen, ist wiederum das Absurde.

Die blutige Mathematik, die über uns herrscht

Endlich komme ich auch zum Tode und zu unserem Gefühl ihm gegenüber. Darüber ist schon alles gesagt worden, und wir haben uns davor zu hüten, pathetisch zu werden. Man kann jedoch nie genug darüber staunen, daß jeder so lebt, als ob niemand <wüßte>. Tatsächlich haben wir vom Tode keinerlei Erfahrung. Erprobt im eigentlichen Sinne hat man nur, was man erlebt und bewußt gemacht hat. Es ist also ganz richtig, soweit es möglich ist, von der Erfahrung beim Tode der anderen zu sprechen. Das ist Notbehelf, eine gei-

stige Anschauung, die uns nie sehr überzeugt. Diese trübselige Konvention kann nicht überzeugend sein. Das Grauen rührt in Wirklichkeit von der rechnerischen Seite des Ereignisses her. Die Zeit erschreckt uns mit ihrer praktischen Lektion, die Lösung kommt erst hinterher. Alle schönen Gespräche über die Seele bekommen hier, wenigstens vorübergehend, einen neuen Beweis ihres Gegenteils. Aus dem leblosen Körper, auf dem eine Ohrfeige kein Mal mehr hinterläßt, ist die Seele verschwunden. Diese elementare und endgültige Seite des Abenteuers ist der Inhalt des absurden Gefühls. Im tödlichen Licht dieses Verhängnisses tritt die Nutzlosigkeit in Erscheinung. Keine Moral und keinerlei Streben lassen sich *a priori* vor der blutigen Mathematik rechtfertigen, die über uns herrscht.

Noch einmal: all dieses ist immer wieder gesagt worden. Ich beschränke mich hier auf eine flüchtige Klassifizierung und auf die Andeutung dieser unabweisbaren Themen. Sie spielen in der gesamten Literatur und in allen Philosophien eine Rolle. Auch das tägliche Gespräch lebt von ihnen. Es handelt sich nicht darum, sie aufs neue zu entwickeln. Wir müssen nur dieser evidenten Tatsachen sicher sein, um uns über die Grundfrage verständigen zu können. Ich wiederhole es noch einmal: mich interessiert nicht so sehr die Entdek-

kung des Absurden wie deren Konsequenzen. Wenn man dieser Tatsachen sicher ist – was muß man aus ihnen schließen? Wie weit muß man gehen, um nirgends auszuweichen? Muß man freiwillig sterben oder trotz alledem hoffen? Zuvor jedoch müssen wir dieselbe flüchtige Überprüfung auf der Ebene des Verstandes vornehmen.

Bedürfnis nach Klarheit

Der erste Schritt des Geistes besteht darin, zwischen Wahrem und Falschem zu unterscheiden. Dennoch ist die erste Entdeckung des Denkens, das über sich selbst reflektiert, ein Widerspruch. Es wäre eine unnötige Mühe, hier noch Überzeugendes zu sagen. Seit Jahrhunderten gibt es hierüber keine klarere und elegantere Darlegung als die des ARISTOTELES: <Die oft belachte Konsequenz dieser Ansichten ist die, daß sie sich selbst zerstören. Denn mit der Behauptung, daß alles wahr sei, behaupten wir auch die Wahrheit der entgegengesetzten Behauptung und damit die Falschheit unserer eigenen These (denn die entgegengesetzte Behauptung kann dann nicht wahr sein). Wenn man aber sagt, alles sei falsch, dann ist auch diese Behauptung falsch. Wenn man erklärt, einzig die unserer Aussage entgegengesetzte Behaup-

tung sei falsch oder allein unsere Behauptung sei nicht falsch, dann müssen wir nichtsdestoweniger eine Unzahl wahrer und falscher Urteile zulassen. Denn wer eine wahre Behauptung ausspricht, behauptet zugleich, daß sie wahr sei, und so fort bis ins Unendliche.>

Dieser *circulus vitiosus* ist nur der erste in einer Reihe, bei welcher der sich selbst betrachtende Geist in einen schwindelnden Wirbel gerät. Gerade die Einfachheit dieser Paradoxe macht sie unauflösbar. Wie die Wortspiele und die logischen Kniffe auch aussehen mögen – verstehen heißt vor allem zusammenfassen. Das tiefe Verlangen des Geistes stößt selbst bei seinen verwegenen Schritten noch auf das unbewußte Gefühl des Menschen vor seinem Universum: das Bedürfnis nach Vertrautsein, das Verlangen nach Klarheit. Die Welt verstehen heißt für einen Menschen: sie auf das Menschliche zurückführen, ihr ein menschliches Siegel aufdrücken. Die Welt der Katze ist nicht die Welt des Ameisenbären. Nichts anderes besagt der Gemeinplatz: <Alles Denken ist antropomorph.> So kann der Geist, der die Wirklichkeit begreifen will, erst dann zufrieden sein, wenn er sie auf Denkbegriffe zurückführt. Wenn der Mensch erkennen würde, daß auch das Universum lieben und leiden kann, dann wäre er versöhnt. Entdeckte das Denken im Wechselspiel der Er-

scheinungen ewige Beziehungen, die sie und das Denken selbst einem einzigen Prinzip unterordnen, dann könnten wir von einem Glück des Geistes sprechen, an dem gemessen der Mythos der Seligen nur ein lächerliches Surrogat wäre. Dieses Heimweh nach der Einheit, dieses Verlangen nach dem Absoluten enthüllt das wesentliche Agens des menschlichen Dramas. Nur bedeutet das tatsächliche Vorhandensein dieses Heimwehs nicht, daß es unverzüglich gestillt werden müsse. Denn wenn wir den Abgrund zwischen Wunsch und Erfüllung überspringen und mit PARMENIDES die Wirklichkeit des <Einen> (wie immer es beschaffen sein möge) behaupten, dann geraten wir in den lächerlichen Widerspruch eines Geistes, der die totale Einheit behauptet und gerade durch die Behauptung sein eigenes Anderssein und die Mannigfaltigkeit beweist, die er angeblich aufgehoben hat. Dieser weitere *circulus vitiosus* genügt, um unsere Hoffnungen zunichte zu machen,

Heimweh und Unwissenheit

Auch diese Tatsachen sind unabweisbar. Ich wiederhole noch einmal: sie sind nicht an sich interessant, sondern nur in den Konsequenzen, die daraus gezogen werden können. Noch

etwas anderes ist klar: der Mensch ist sterblich. Man kann jedoch die Köpfe zählen, die daraus die letzten Schlüsse gezogen haben. Es gilt zu sehen, daß in diesem Versuch immerfort Bezug genommen wird auf das ständige Ineinandergleiten dessen, was wir zu wissen glauben, und dessen, was wir wirklich wissen, des praktischen Einverständnisses und der vorgetäuschten Unwissenheit, die bewirkt, daß wir mit Vorstellungen leben, die, wenn wir sie wirklich auf die Probe stellen, unser ganzes Leben erschüttern müßten. Gerade angesichts dieses unentwirrbaren geistigen Widerspruchs werden wir die Kluft völlig begreifen, die uns von unseren eigenen Schöpfungen trennt. Solange der Geist in der reglosen Welt seiner Hoffnungen schweigt, spiegelt und ordnet sich alles zu jener Einheit, die sein Heimweh ersehnt. Bei seiner ersten Regung aber wird diese Welt brüchig, sie stürzt ein, und wir haben es mit einer Unzahl schillernder Bruchstücke zu tun. Wir müssen es verzweifelt aufgeben, aus ihnen jemals die vertraute, ruhige Oberfläche, die uns den Frieden des Herzens geben würde, wiederherzustellen. Nach jahrhundertelangem Forschen, nach der Resignation so vieler Denker wissen wir genau, daß das auf unser ganzes Wissen zutrifft. Außer den berufsmäßigen Rationalisten verzweifelt man heute an der wahren Erkenntnis. Wollte man die einzig

gültige Geschichte des menschlichen Denkens schreiben, so würde es die Geschichte seiner fortgesetzten Reue und seiner Ohnmacht werden.

Von wem oder wovon kann ich tatsächlich behaupten: <Das kenne ich!> Das Herz in mir kann ich fühlen, und ich schließe daraus, daß es existiert. Die Welt kann ich berühren, und auch daraus schließe ich, daß sie existiert. Damit aber hört mein ganzes Wissen auf; alles andere ist Konstruktion. Wenn ich nämlich dieses ich, dessen ich so sicher bin, zu fassen, wenn ich es zu definieren und zusammenfassend zu bestimmen versuche, dann zerrinnt es mir wie Wasser zwischen den Fingern. Ich kann nacheinander alle Gesichter nachzeichnen, die es annehmen kann, auch alle Gesichter, die man ihm gegeben hat – Erziehung, Herkunft, Leidenschaft oder Ruhe, Größe oder Niedertracht. Addieren aber kann man Gesichter nicht. Selbst dieses Herz, das doch meines ist, wird mir immer unerklärbar bleiben.

Die Kluft zwischen der Gewißheit meiner Existenz und dem Inhalt, den ich dieser Gewißheit zu geben suche, ist nie zu überbrücken. Ich werde mir selbst immer fremd bleiben. In der Psychologie wie in der Logik gibt es Wahrheiten, aber keine Wahrheit. Das <Erkenne dich selbst> des SOKRATES ist ebensoviel wert wie das <Sei tugendhaft> unserer Beicht-

stühle. Beide Aussprüche verraten Heimweh und gleichzeitig Unwissenheit. Das sind unfruchtbare Spielereien mit großen Dingen. Sie sind nur genau in dem Maße berechtigt, als sie annähernd gemeint sind.

Auch das Denken führt nicht weiter

Bäume gibt es außerdem, deren runzlige Rinde ich kenne, und Wasser, dessen Geschmack ich koste. Dieser Grasduft und Sternenschein, die Nacht, Abende, an denen das Herz weit wird – wie könnte ich die Welt leugnen, deren Macht und Stärke ich erfahre? Trotzdem gibt mir alles Wissen über diese Erde nichts, was mir die Sicherheit gäbe, daß diese Welt mir gehört. Man kann sie mir beschreiben, und man kann mich lehren, sie zu klassifizieren. Man kann ihre Gesetze aufzählen, und in meinem Wissensdurst halte ich sie für wahr. Man kann ihren Mechanismus auseinandernehmen, und meine Hoffnung wächst. Zuallerletzt lehrt man mich, dieses zauberhafte und farbenprächtige Universum lasse sich auf das Atom zurückführen und das Atom wieder auf das Elektron. Das ist alles sehr schön, und ich warte, wie es, weitergehen soll. Da erzählt man mir aber von einem unsichtbaren Planetensystem, in dem die Elektronen um einen Kern krei-

sen. Man erklärt mir die Welt mit einem Bild. jetzt merke ich, daß wir bei der Poesie gelandet sind: nie werde ich wirklich etwas wissen. Habe ich etwa Zeit, darüber entrüstet zu sein? Man ist schon wieder bei einer anderen Theorie. So läuft diese Wissenschaft, die mich alles lehren sollte, schließlich auf eine Hypothese hinaus, die Klarheit taucht in einer Metapher unter, die Ungewißheit stellt sich als ein Kunstwerk heraus. Hatte ich so viele Anstrengungen nötig? Die sanften Linien dieser Hügel und die Hand des Abends auf meinem erregten Herzen lehren mich viel mehr. Ich bin wieder beim Ausgangspunkt angelangt. Ich begreife: wenn ich die Erscheinungen wissenschaftlich fassen und aufzählen kann, dann kann ich damit noch nicht die Welt einfangen. Wenn ich ihre ganze Oberfläche mit dem Finger abtastete, wüßte ich auch nicht mehr von ihr. Und da soll ich wählen zwischen einer Beschreibung, die sicher ist, mich aber nichts lehrt, und Hypothesen, die mich angeblich etwas lehren, aber keineswegs sicher sind. Mir selber fremd und dieser Welt, ausgerüstet mit keinem anderen Hilfsmittel als mit einem Denken, das sich selbst negiert, sobald es eine Behauptung aufstellt – was ist das für eine Situation, in der ich nur Frieden finden kann durch die Ablehnung des Wissens und des Lebens, in der die Eroberungslust an Mauern stößt, die

diesen Begriffen trotzen? Wollen heißt Widersprüche wecken. Alles ist auf das Zustandekommen jenes vergifteten Friedens eingerichtet, den Sorglosigkeit, Trägheit des Herzens oder tödliche Entsagung schenken.

Auch der Verstand sagt mir also auf seine Weise, daß diese Welt absurd ist. Sein Widerpart, die blinde Vernunft, tut vergeblich so, als wäre alles klar; ich wartete auf Beweise und wünschte, sie hätte recht. So vielen anmaßenden Jahrhunderten zum Trotz, ja – auch so vielen und beredten Überzeugungskräftigen Männern zum Trotz weiß ich, daß es falsch ist. Auf dieser Ebene zumindest gibt es, wenn ich nicht wissen darf, kein Glück. Diese allgemeine, praktische oder moralische Vernunft, dieser Determinismus, diese alles klärenden Kategorien haben für einen aufrichtigen Menschen etwas Lächerliches. Sie haben mit dem Geist nichts zu tun. Sie leugnen seine tiefe Wahrheit: daß er in Fesseln liegt. In diesem undeutbaren und begrenzten Universum bekommt das Schicksal des Menschen nun seinen Sinn. Viele irrationale Größen sind aufgetaucht und bleiben bis zu seiner letzten Stunde um ihn. In seiner neuen, nun auf Übereinkunft gegründeten Hellsichtigkeit wird das Gefühl für das Absurde klarer und deutlicher. Ich sagte, die Welt sei absurd, und ging damit zu rasch vor. An sich ist diese Welt nicht vernünf-

tig – das ist alles, was man von ihr sagen kann. Absurd aber ist die Gegenüberstellung des Irrationalen und des glühenden Verlangens nach Klarheit, das im tiefsten Innern des Menschen laut wird. Das Absurde hängt ebenso sehr vom Menschen ab wie von der Welt. Es ist zunächst das einzige Band zwischen ihnen. Es bindet sie so fest, wie nur der Haß die Geschöpfe aneinanderketten kann. Das ist alles, was ich in dieser maßlosen Welt, in der mein Abenteuer abläuft, klar erkennen kann. Halten wir hier einmal ein. Wenn ich diese Absurdität, die meine Beziehung zum Leben bestimmt, für wahr halte, wenn ich mich von diesem Gefühl, das mich vor dem Schauspiel der Welt ergreift, von dieser Hellsichtigkeit, die mir auf der Suche nach Erkenntnis erwächst, durchdringen lasse, dann muß ich diesen Gewißeiten. alles opfern und muß ihnen ins Gesicht sehen, um sie aufrechterhalten zu können. Vor allem muß ich von ihnen mein Verhalten bestimmen lassen und ihnen bis in ihre, letzten Konsequenzen hinein folgen. Ich spreche hier von Aufrichtigkeit. Zuvor aber will ich wissen, ob in diesen Einöden das Denken gedeihen kann.

Das Absurde als Leidenschaft

Ich weiß bereits, daß das Denken in diese Einöden zumindest eingedrungen ist. Es hat dort seine Nahrung gefunden. Es hat begriffen, daß es bisher von Hirngespinnsten gelebt hat. Es hat einigen ganz unabweisbaren Themen des menschlichen Nachdenkens zum Vorwand gedient.

Ist die Absurdität erst einmal erkannt, dann wird sie zur Leidenschaft, zur herzerreißendsten aller Leidenschaften. Aber wissen, ob man mit seinen Leidenschaften leben kann, wissen, ob man ihr tiefes Gesetz – nämlich das Herz zu verbrennen, das sie gleichzeitig in Begeisterung versetzen – akzeptieren kann: das eben ist die Frage. Doch wollen wir uns diese Frage noch nicht stellen. Sie steht im Mittelpunkt dieser Untersuchung. Wir werden zu gegebener Zeit auf sie zurückkommen. Zunächst wollen wir die Themen und Regungen kennenlernen, die in der Einöde entstehen. Wir brauchen sie nur aufzuzählen. Auch sie sind heute allen bekannt. Es hat immer Menschen gegeben, die die Ansprüche des Irrationalen verteidigt haben. Die Tradition des demütigen Denkens, wie wir es einmal nennen wollen, ist immer lebendig geblieben. Der Rationalismus ist so oft kritisiert worden, daß man sich damit offenbar nicht mehr abzugeben braucht. Trotzdem kommen heutzutage diese paradoxen Systeme wieder auf und grübeln darüber nach, wie man die Vernunft zum Strau-

cheln bringen kann, als ob sie tatsächlich immer vorwärtsgegangen wäre. Das aber ist nicht so sehr ein Beweis für die Wirksamkeit der Vernunft wie für die Intensität ihres Hoffens. In der Geschichte illustriert diese Beharrlichkeit zweier Haltungen das Grundleiden des Menschen, der zwischen seinem Wunsch nach Einheitlichkeit und der klaren Erkenntnis der Mauern, die ihn einschließen, hin- und hergerissen wird.

Der Angriff gegen die Vernunft

Zu keiner Zeit aber war der Angriff gegen die Vernunft so heftig wie heute. Seit *Zarathustras* großem Ruf <Von Ohngefähr – das ist der älteste Adel der Welt, den gab ich allen Dingen zurück ... als ich lehrte, daß über ihnen und durch sie kein ewiger Wille – will>, seit KIERKEGAARDS <Krankheit zum Tode>, diese Krankheit, <die zum Tode ist, bei der der Tod das Letzte und bei der das Letzte der Tod ist>, lösten bezeichnende und quälende Themen des absurden Denkens einander ab. Oder zumindest – und diese Nuance ist wesentlich – Themen eines irrationalen und religiösen Denkens. Von JASPERS bis HEIDEGGER, von KIERKEGAARD bis SCHESTOW, von den Phänomenologen bis zu SCHELER sind – auf dem Gebiet der Logik und auf dem Gebiet der Moral – alle Geister

durch ihre Sehnsucht miteinander verwandt, wenngleich sie in ihren Methoden und in ihren Zielen einander widersprechen, und sie sind eifrig darum bemüht, die königliche Straße der Vernunft zu sperren und die echten Wege zur Wahrheit wiederzufinden. Ich setze diese Gedankengänge hier als bekannt und durchlebt voraus. Was auch immer ihre Bestrebungen sein oder gewesen sein mögen – sie alle sind von diesem unaussprechlichen Universum ausgegangen, in dem Gegensatz, Widerspruch, Angst und Ohnmacht herrschen. Und gemeinsam sind ihnen gerade die Themen, die wir bisher aufgezeigt haben. Auch für sie, muß man wohl annehmen, sind vor allem die Schlüsse wichtig, die sie aus diesen Entdeckungen ziehen konnten. So wichtig, daß sie gesondert untersucht werden müssen. Zunächst aber handelt es sich nur um ihre Entdeckungen und um ihre ersten Erfahrungen, nur um die Feststellung ihrer Übereinstimmung. So anmaßend es wäre, ihre Philosophien behandeln zu wollen, so ist es doch möglich und in jedem Falle ausreichend, ihr gemeinsames Klima spürbar zu machen.

Heidegger

HEIDEGGER betrachtet kalt die Situation des Menschen und verkündet, dieses Dasein sei erniedrigt. Die einzige Realität in der ganzen Rangordnung der Geschöpfe sei die <Sorge>. Für den Menschen, der an die Welt und ihre Zerstreuungen verloren ist, stellt diese Sorge sich als eine kurze und vorübergehende Furcht dar. Wird diese Furcht aber ihrer selbst bewußt, dann wird sie zur Angst, zum dauernden Klima des klarsehenden Menschen, <indem das Dasein, sich wiederfindet>. Dieser Philosophie-Professor scheut sich nicht, in der denkbar abstraktesten Sprache zu schreiben, daß <die Endgültigkeit und Begrenztheit des menschlichen Daseins ursprünglicher ist als der Mensch selber>. KANT interessiert ihn – aber nur, um die Begrenztheit seiner <reinen Vernunft> festzustellen und um am Ende seiner Untersuchungen zu schließen, <daß die Welt dem verängstigten Menschen nichts mehr zu bieten habe>. Diese Sorge scheint ihm soviel wichtiger als alle Kategorien der Welt, daß er über nichts anderes nachdenkt und spricht. Er zählt ihre verschiedenen Formen auf: den Überdruß, den der Durchschnittsmensch in sich auszugleichen und zu ersticken sucht; das Erschrecken des Geistes, der an den Tod denkt. Auch er trennt das Bewußtsein nicht mehr vom Absurden. Das Wissen um den Tod ist die Stimme der Sorge, und <das Dasein appelliert dann an sich

selbst durch Vermittlung des Bewußtseins>. Dieses Wissen ist eben die Stimme der Angst, die das Dasein beschwört, <aus seiner Verlorenheit in das anonyme Man zurückzukehren>. Auch für ihn ist es nicht erlaubt zu schlafen, sondern man muß bis zum Ende wachen. Er hält sich in dieser absurden Welt und beklagt ihre Vergänglichkeit. Mitten durch diese Trümmer sucht er seinen Weg.

Jaspers

JASPERS verzweifelt an der gesamten Ontologie und möchte beweisen, daß wir die <Naivität> verloren haben. Er weiß, daß wir nichts erreichen können, was das vergängliche Spiel der Erscheinungen transzendiert. Er weiß, daß der Geist am Ende verlieren muß. Er verbreitet sich des längeren über die geistigen Abenteuer, die wir aus der Geschichte kennen, und deckt rücksichtslos das Versagen aller Systeme auf – die Illusion, die alles gerettet, und die Predigt, die nichts verborgen hat. In dieser verwüsteten Welt, in der die Unmöglichkeit jeglicher Erkenntnis erwiesen ist, in der das Nichts die einzige Realität und die ausweglose Verzweiflung die einzig mögliche Haltung zu sein scheinen, versucht er den Ariadnefaden wiederzufinden, der zu den göttlichen Geheimnissen führt.

Schestow

SCHESTOW wiederum zeigt in einem bewundernswert eintönigen, unaufhörlich auf dieselben Wahrheiten ausgerichteten Werk immer wieder, daß auch das lückenloseste System und der umfassendste Rationalismus schließlich immer auf das Irrationale des menschlichen Denkens hinauslaufen. Ihm entgeht keine unabweisbare Ironie, kein lächerlicher Widerspruch, der die Vernunft herabsetzt. Ihn interessiert nur eins: die Ausnahme, ob sie nun der Geschichte des Herzens oder des Geistes entspringen mag. DOSTOJEWSKIJs Untersuchungen über den zum Tode Verurteilten, die übersteigerten geistigen Abenteuer NIETZSCHEs, die Verwünschungen *Hamlets* oder die bittere Vornehmheit eines IBSEN – dergleichen dient ihm nur dazu, die menschliche Auflehnung gegen das Unabwendbare zu verfolgen, aufzuhellen und zu verherrlichen. Er versagt der Vernunft seine Gründe und dringt mit einiger Entschlossenheit nur in jene farblose Einöde vor, in der alle Gewißheiten Stein geworden sind.

Kierkegaard

KIERKEGAARD, vielleicht der fesselndste von allen, tut wenigstens teilweise mehr, als das Absurde nur zu entdecken: er lebt es. Wenn ein Mann schreibt: <Das sicherste Verschweigen ist nicht das Schweigen, sondern das Sprechen>, dann stellt er zunächst fest, daß es keine absolute Wahrheit gibt, die eine an sich unmögliche Existenz befriedigend machen könnte. Ein *Don Juan* des Erkennens, bedient er sich zahlreicher Pseudonyme und Widersprüche und schreibt gleichzeitig die <Erbaulichen Reden> und jenes Handbuch eines zynischen Spiritualismus, das <Tagebuch des Verführers>. Er lehnt jeden Trost ab, jede Moral und alle beruhigenden Grundsätze. Er trachtet nicht danach, den Schmerz, den der Stachel in seinem Herzen verursacht, zu lindern. Im Gegenteil: er weckt ihn und stellt mit der verzweifelten Freude eines freiwillig Gekreuzigten Stück für Stück, klar, ablehnend und possenhaft, eine Kategorie des Dämonischen auf. Dieses empfindsame und gleichzeitig grinsende Gesicht, diese Kapriolen, denen ein Schrei aus tiefster Seele folgt, sind der absurde Geist selber im Kampf mit einer Wirklichkeit, die stärker ist als er. Und auch dieses, geistige Abenteuer, das KIERKEGAARD. in seine geliebten Skandale verwickelt, beginnt im Chaos einer Erfahrung, die ihrer Kulissen

beraubt und ihrer ursprünglichen Zusammenhanglosigkeit preisgegeben ist.

Husserl und die Phänomenologen

Auf der ganz anderen Ebene der Methode stellen HUSSERL und die Phänomenologen gerade durch ihre Übertreibungen die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit wieder her und leugnen die transzendierende Macht der Vernunft. Die Welt des Geistes wird von ihnen unabsehbar bereichert. Das Rosenblatt, der Kilometerstein oder die menschliche Hand sind ebenso bedeutsam wie die Liebe, das Verlangen oder die Gesetze der Gravitation. Denken heißt nicht mehr zusammenfassen, die Erscheinungen unter einem großen Prinzip vertraut machen. Denken heißt wieder sehen lernen, aufmerksam sein, sein Bewußtsein lenken, heißt aus jedem Gedanken und jedem Bild (wie bei PROUST) etwas ganz Besonderes machen. Paradoxerweise ist alles etwas ganz Besonderes. Das Denken wird durch äußerste Bewußtheit gerechtfertigt. Eindeutiger als KIERKEGAARD und SCHESTOW leugnet jedoch HUSSERL ursprünglich die klassische Methode der Vernunft; er hintergeht die Hoffnung und eröffnet der Intuition und dem Herzen eine immer wachsende Menge von Phänomenen, deren Reichtum

schon etwas Unmenschliches hat. Diese Wege führen zu jedem Wissen oder zu keinem. Das heißt: hier ist das Mittel wichtiger als der Zweck. Es handelt sich nur um <eine Erkenntnis-Haltung>, nicht um einen Trost. Ich wiederhole: ursprünglich wenigstens.

Spürt man nicht die tiefe Verwandtschaft dieser Geister? Sieht man nicht, daß sie sich um etwas Bitteres und ganz Besonderes scharen, das keine Hoffnung mehr zuläßt? Ich will entweder alles erklärt haben oder nichts. Und die Vernunft ist vor diesem Schrei des Herzens machtlos. Der so geweckte Geist sucht und findet nur Widersprüche und Fasseleien. Was ich nicht begreife, ist unvernünftig. Die Welt ist voller irrationaler Dinge. Sie allein, deren einzigartige Bedeutung ich nicht begreife, ist nur ein riesiges Irrationales. Könnte man ein einziges Mal sagen: <Das ist klar>, dann wäre alles gerettet. Diese Männer aber verkünden je nach Laune, daß nichts klar und alles ein Chaos sei, daß der Mensch nichts klar sehen und genau erkennen könne – nur die Mauern, die ihn umgeben.

Alle diese Untersuchungen stimmen miteinander überein und überschneiden sich. Der Geist, der zur äußersten Grenze vorgedrungen ist, muß ein Urteil fällen und seine Schlüsse ziehen. Hierher gehören der Selbstmord und dessen Widerle-

gung. Ich will aber umgekehrt vorgehen, will von dem geistigen Abenteuer ausgehen und dann wieder auf das tägliche Verhalten zurückkommen. Die Erfahrungen, die ich hier beschworen habe, sind in der Einöde zustande gekommen, die wir nicht wieder verlassen dürfen. Wenigstens müssen wir wissen, wie weit sie vorgedrungen sind. An diesem Punkt seiner Bemühungen steht der Mensch vor dem Irrationalen. Er fühlt in sich sein Verlangen nach Glück und Vernunft. Das Absurde entsteht aus dieser Gegenüberstellung des Menschen, der fragt, und der Welt, die vernunftwidrig schweigt. Das dürfen wir nicht vergessen. Daran müssen wir uns klammern, weil die ganze Folgerichtigkeit eines Lebens daraus hervorgehen kann. Das Irrationale, das Heimweh des Menschen und das Absurde, das sich aus ihrem Zwiegespräch ergibt, sind die drei Figuren des Dramas, das notwendigerweise mit der ganzen Logik enden muß, deren eine Existenz fähig ist.

DER PHILOSOPHISCHE SELBSTMORD

Der Begriff des Absurden

Das Gefühl für das Absurde ist nicht gleichbedeutend mit dem Begriff des Absurden. Es begründet ihn nur in gewisser Hinsicht. Es verdichtet sich zum Begriff nur in dem kurzen Augenblick, in dem es sein Urteil über das Universum ausspricht. Es darf dabei nicht stehenbleiben. Es ist etwas Lebendiges, das heißt: es muß sterben oder weiterklingen. Daher haben wir andere Themen mit ihm verbunden. Aber auch da interessieren mich keineswegs Werke oder Geister, die in anderer Form und in anderem Zusammenhang kritisch beleuchtet werden müßten, sondern die Aufdeckung des Gemeinsamen in ihren Schlußfolgerungen. Vielleicht hat es nie so viele verschiedene Geister gegeben. Trotzdem aber erkennen wir die Identität der geistigen Landschaften, in denen sie sich bewegen. Ebenso erklingt am Ende des Weges, den uns sehr verschiedenartige Wissenschaften weisen, derselbe Schrei. Man spürt genau, daß die Geister, von denen hier gesprochen wurde, ein gemeinsames Klima haben. Es ist kaum eine Wortspielerei, wenn ich behaupte dieses Klima sei mörderisch. Wenn man unter diesem schwülen Himmel lebt, muß man entweder fliehen oder ausharren. Im ersten Falle handelt es sich darum, zu wissen, wie man flieht, im zweiten, warum man bleibt. So definiere ich das Problem des

Selbstmordes und das Interesse, das man den Schlußfolgerungen der Existenzphilosophie entgegenbringen kann.

Zuvor will ich noch einen Augenblick abschweifen. Bisher haben wir das Absurde von außen her umschreiben können. Man kann sich jedoch fragen, was an diesem Begriff klar ist, und kann versuchen, durch direkte Analyse einerseits seine Bedeutung, andererseits die aus ihm sich ergebenden Folgerungen zu finden.

Wenn ich einen Unschuldigen eines ungeheuerlichen Verbrechens bezichtige, wenn ich von einem tugendhaften Menschen behaupte, er habe seine leibliche Schwester begehrt, so wird er mir antworten, das sei absurd. Diese Entrüstung hat ihre komische Seite. Sie hat aber auch ihren tiefen Sinn. Der tugendhafte Mensch bringt mit dieser Entgegnung den absoluten Widerspruch zwischen der ihm unterstellten Handlung und seinen Lebensgrundsätzen zum Ausdruck. <Das ist absurd> bedeutet: <Das ist unmöglich>, aber auch: <Das ist ein Widerspruch in sich>. Wenn ich sehe, wie ein Mensch sich mit blanker Waffe auf eine Maschinengewehrgruppe stürzt, dann werde ich sein Unternehmen absurd finden. Aber das ist es nur auf Grund des Mißverhältnisses zwischen seiner Absicht und dem, was ihn wirklich erwartet, auf Grund des Widerspruchs, den ich zwischen seinen wirklichen Kräf-

ten und seinem Ziele feststellen kann. Ebenso erachten wir einen Urteilsspruch als absurd, wenn wir ihn dem durch den Tatbestand offensichtlich geforderten Urteil entgegenhalten. In gleicher Weise ergibt sich ein weiterer Aufweis des Absurden, wenn man die Konsequenzen dieser Überlegung mit der logischen Realität vergleicht, die wir herstellen wollen. In allen diesen Fällen, vom einfachsten bis zum verzwicktesten, wird die Absurdität um so größer sein, je mehr meine Vergleichsobjekte voneinander abweichen. Eine Ehe, eine Herausforderung, ein Groll, ein Schweigen, ein Krieg und auch ein Frieden können absurd sein. Bei jedem entsteht die Absurdität durch einen Vergleich. Ich darf also wohl sagen, daß das Gefühl der Absurdität nicht aus der einfachen Untersuchung einer Tatsache oder eines Eindrucks entsteht, sondern daß es seinen Ursprung in einem Vergleich hat, in einem Vergleich zwischen einem Tatbestand und einer bestimmten Realität, zwischen einer Handlung und der Welt, die, stärker ist als sie. Das Absurde ist im wesentlichen ein Zwiespalt. Es ist weder in dem einen noch in dem anderen verglichenen Element enthalten. Es entsteht durch deren Gegenüberstellung.

Im Bereich und auf der Ebene des Verstandes kann ich also sagen, daß das Absurde nicht im Menschen (wenn eine solche

Metapher einen Sinn hätte) und auch nicht in der Welt liegt, sondern in ihrem gemeinsamen und gleichzeitigen Vorhandensein. Das ist zunächst das einzige Band, das sie verbindet. Wenn ich mich dabei an die augenscheinlichen Tatsachen halten will, dann weiß ich, was der Mensch will und was die Welt ihm bietet; und jetzt kann ich auch sagen: außerdem weiß ich noch, was beide miteinander verbindet. Ich brauche nicht weiterzugröbeln. Dem Forschenden genügt eine einzige Gewißheit. Es handelt sich nur darum, alle Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die unmittelbare Konsequenz ist gleichzeitig eine methodische Regel. Die eigentümliche Dreieinigkeit, die dabei ans Licht kommt, ist durchaus kein plötzlich entdecktes Amerika. Nur hat sie mit den Erfahrungstatsachen das gemein, daß sie zugleich unendlich einfach und unendlich kompliziert ist. Ihre erste Eigenschaft in dieser Hinsicht ist, daß sie unteilbar ist. Zerstört man eines ihrer Glieder, dann zerstört man sie ganz und gar. Außerhalb eines menschlichen Geistes kann es nichts Absurdes geben. So endet das Absurde wie alle Dinge mit dem Tode. Es kann aber auch außerhalb dieser Welt nichts Absurdes geben. Und aus diesem grundlegenden Kriterium schließe ich, daß der Begriff des Absurden etwas Wesentliches ist und als meine erste Wahrheit gelten kann. So

lautet die oben erwähnte methodische Regel. Wenn ich etwas als wahr erkenne, muß ich daran festhalten. Wenn ich ein Problem lösen will, dann darf ich zumindest durch diese Lösung nicht einen Bestandteil dieses Problems verschwinden lassen. Das einzig Gegebene ist für mich das Absurde. Das Problem ist: zu wissen, wie man da herauskommt und ob aus diesem Absurden der Selbstmord zu folgern ist. Die erste und im Grunde einzige Voraussetzung für meine Untersuchungen ist, gerade das, was mich vernichtet, festzuhalten und infolgedessen das, was ich darin für wesentlich halte, zu respektieren. Ich habe es als eine Gegenüberstellung und als einen pausenlosen Kampf definiert.

Absurde Logik

Und wenn ich diese absurde Logik zu Ende denke, dann muß ich erkennen, daß dieser Kampf jede Hoffnung auszuschließen zwingt (was nichts mit Verzweiflung zu tun hat), daß er fortgesetzte Ablehnung voraussetzt (die nicht mit Entsagung zu verwechseln ist) und bewußtes Unbefriedigtsein (das man nicht mit jugendlicher Unrast gleichsetzen sollte). Alles, was diese Forderungen zerstört, verschwinden läßt oder verringert (in erster Linie also die Zustimmung, die den Zwiespalt

beseitigt), vernichtet das Absurde und entwertet die Haltung, die nun vorzuschlagen wäre. Das Absurde hat nur insofern einen Sinn, als man sich mit ihm nicht' einverstanden erklärt.

Ausweichen der Existenzphilosophie

Es gibt einen offenkundigen und anscheinend durchaus moralischen Tatbestand: ein Mensch ist immer das Opfer seiner Wahrheiten. Hat er sie einmal erkannt, so kann er sich von ihnen nicht frei machen. Man muß eine Kleinigkeit bezahlen. Ein Mensch, dem das Absurde bewußt geworden ist, bleibt für immer daran gebunden. Ein Mensch, der keine Hoffnung hat und sich dessen bewußt ist, hat keine Zukunft mehr. Das ist in Ordnung. Aber es ist gleichermaßen in Ordnung, daß er sich bemüht, dem von ihm geschaffenen Universum zu entkommen. Alles Vorhergesagte hat eben nur im Hinblick auf dieses Paradox einen Sinn. In dieser Beziehung ist nichts aufschlußreicher als eine Untersuchung darüber, wie die Menschen, die von einer Kritik des Rationalismus aus das absurde Klima erkannt haben, ihre Schlußfolgerungen weiterentwickelten.

Nun, wenn ich mich an die Lehren der Existenzphilosophie halte, so sehe ich, daß ausnahmslos alle mir ein Ausweichen vorgeschlagen haben. Sie gehen, vom Absurden aus, auf den Trümmern der Vernunft in eine geschlossene, auf das Menschliche begrenzte Welt, und durch eine sonderbare Überlegung vergöttlichen sie das, was sie zerschmettert, und sie finden einen Grund zur Hoffnung in dem, was sie hilflos macht. Diese gewaltsame Hoffnung ist bei allen wesentlich religiös. Sie verdient es, daß wir näher auf sie eingehen.

Ich werde hier nur als Beispiele einige Themen analysieren, die SCHESTOW und KIERKEGAARD eigentümlich sind. Aber JASPERS wird uns, bis zur Karikatur überspitzt, ein typisches Beispiel für diese Haltung liefern. Dadurch wird alles andere klarer werden. JASPERS bleibt ohnmächtig, das Transzendente zu realisieren, unfähig, die Tiefe der Erfahrung auszuloten, behält aber dieses durch die Niederlage eingestürzte Universum im Bewußtsein. Wird er weitergehen oder wenigstens Schlüsse aus dieser Niederlage ziehen? Er bringt nichts Neues. Er ist bei der Untersuchung nur zu dem Eingeständnis seiner Ohnmacht gekommen und hat dabei nur einen Vorwand für die Ableitung irgendeines zufriedenstellenden Prinzips gefunden. Dennoch bejaht er – ohne Rechtfertigung, wie er selber sagt – in einem Zuge zugleich das Transzenden-

te, das Sein der Erfahrung und den übermenschlichen Sinn des Lebens, wenn er schreibt: <Das Scheitern zeigt jenseits aller möglichen Erklärung und Auslegung doch nicht das Nichts, sondern das Sein der Transzendenz.> Dieses Sein, das plötzlich durch einen blinden Akt des menschlichen Vertrauens alles erklärt, definiert er als <die unbegreifliche Einheit des Allgemeinen und Individuellen>. So wird das Absurde Gott (im weitesten Sinne des Wortes), und das Nichtverstehenkönnen wird das Sein, das alles erleuchtet. Nichts macht diese Überlegung logisch. Ich kann sie einen Sprung nennen. Und paradoxerweise versteht man JASPERS Beharrlichkeit und seine unendliche Geduld, die Erfahrung des Transzendenten unvollziehbar zu machen. Denn je mehr sich diese Annäherung verflüchtigt, desto deutlicher erweist sich die Aussichtslosigkeit dieser Definition und desto wirklicher ist das Transzendente selbst; denn die Leidenschaft, mit der er es bejaht, entspricht genau dem Abstand zwischen seinem Deutungsvermögen und der Irrationalität der Welt und der Erfahrung. So scheint JASPERS mit um so größerer Erbitterung die Vorurteile der Vernunft zu zerstören, je radikaler er durch sie die Welt zu erklären versucht. Dieser Apostel des demütigen Denkens findet gerade in der äußersten Demüti-

gung etwas, woraus er das Sein in seiner ganzen Tiefe wiedererstehen läßt.

Umschlagen in Mystik

Das mystische Denken hat uns mit diesen Verfahren bekanntgemacht. Sie sind genauso berechtigt wie irgendeine andere Geisteshaltung. Im Augenblick aber tue ich so, als nähme ich dieses Problem ernst. Ohne zunächst über den allgemeinen Wert dieser Haltung oder über Ihren lehrhaften Sinn urteilen zu wollen, möchte ich sie nur daraufhin betrachten, ob sie den Bedingungen entspricht, die ich mir gestellt hatte, und ob sie des Konflikts würdig ist, der mich interessiert. So komme ich wieder zu SCHESTOW. Ein Kommentator überliefert uns einen interessanten Ausspruch von ihm: <Der einzig wahre Ausweg liegt genau da, wo es nach menschlichem Ermessen keinen Ausweg gibt. Wäre es nicht so – wozu brauchen wir dann Gott? Gott wendet man sich nur zu, um das Unmögliche zu erreichen. Für das Mögliche genügen die Menschen.> Wenn es eine SCHESTOWsche Philosophie gibt, dann ist sie darin gewiß vollständig enthalten. Wenn SCHESTOW nämlich am Schluß seiner leidenschaftlichen Analysen die fundamentale Absurdität des ganzen Daseins enthüllt, sagt er

keineswegs: <Hier ist das Absurde>, sondern <Hier ist Gott: auf ihn dürfen wir uns berufen, wenn er auch in keine unserer Verstandeskategorien hineinpaßt.> Um jede Verwirrung zu vermeiden, läßt der russische Philosoph sogar durchblicken, daß dieser Gott vielleicht gehässig und hassenswert, unbegreiflich und widerspruchsvoll ist, daß er aber gerade da, wo sein Antlitz am scheußlichsten ist, am deutlichsten seine Macht offenbare. Seine Größe liegt in seiner Inkonsistenz. Seine Unmenschlichkeit ist sein Beweis. Man muß in ihn hineinspringen und sich mit diesem Sprung von allen rationalen Illusionen frei machen. So bedeutet für SCHESTOW die Anerkennung des Absurden gleichzeitig das Absurde selbst. Es feststellen heißt: es anerkennen, und die logische Aufgabe seines Denkens ist es, das Absurde ans Licht zu bringen und damit gleichzeitig die gewaltige Hoffnung aufleuchten zu lassen, die es mit sich bringt. Noch einmal: diese Haltung ist berechtigt. Aber ich versteife mich hier darauf, ein einziges Problem mit allen seinen Konsequenzen zu erörtern. Ich habe nicht die Erhabenheit eines Gedankens oder eines Glaubensaktes zu untersuchen. Das kann ich mein ganzes Leben lang tun. Ich weiß, daß der Rationalist die SCHESTOWsche Haltung aufreizend findet. Aber ich fühle auch, daß SCHESTOW dem Rationalisten gegenüber recht

hat, und ich will nur wissen, ob er den Geboten des Absurden treu bleibt.

Wenn man also zugibt, daß das Absurde das Gegenteil von Hoffnung ist, so sieht, man: das existentielle Denken setzt für SCHESTOW zwar das Absurde voraus, beweist es aber nur, um es wieder aufzulösen. Diese gedankliche Spitzfindigkeit ist ein rührendes Jongleurspiel. Wenn SCHESTOW andererseits sein Absurdes der landläufigen Moral und der Vernunft gegenüberstellt, dann nennt er es Wahrheit und Erlösung. In der Grundlegung wie in dieser Definition des Absurden ist also eine Zustimmung enthalten, die SCHESTOW ihm erst beilegt. Erkennt man an, daß die ganze Macht dieses Begriffes darauf beruht, daß er unsere elementaren Hoffnungen zerstört, und fühlt man, daß das Absurde nur bestehen kann, sofern man mit ihm keineswegs einverstanden ist, dann hat es, wie man wohl sieht, sein wahres Antlitz, seinen menschlichen und relativen Charakter verloren, um in eine ungreifliche und zugleich befriedigende Ewigkeit einzugehen. Wenn es das Absurde gibt, so nur im Universum des Menschen. Sobald dieser Begriff sich in ein Sprungbrett zur Ewigkeit verwandelt, ist er nicht mehr auf die menschliche Klarheit angewiesen. Dann ist das Absurde nicht mehr die Evidenz, die der Mensch feststellt und nicht anerkennt. Der

Kampf ist dann vermieden. Der Mensch integriert das Absurde und löscht damit sein eigentliches Wesen aus: Auflehnung, Zerrissenheit und Zwiespalt. Dieser Sprung ist ein heimliches Ausweichen. Wenn SCHESTOW so gern das *Hamlet*-Wort <*The time is out of joint*> (<Die Zeit ist aus den Fugen>) zitiert, so tut er das mit einer Art wilder Hoffnung, die er ganz persönlich hineinbringt. Denn nicht so sagt es *Hamlet* und schreibt es SHAKESPEARE. Die Trübung des Irrationalen und das Heraufrufen der Ekstase verleiden einem klaren Geist das Absurde. Für SCHESTOW ist die Vernunft eitel, aber jenseits der Vernunft gibt es noch etwas. Für den absurden Geist ist die Vernunft eitel, und jenseits der Vernunft gibt es nichts.

Wenigstens kann dieser Sprung uns ein bißchen mehr über die wahre Natur des Absurden aufklären. Wir wissen, daß es nur in einem Gleichgewicht gilt und daß es vor allem im Vergleich und ganz und gar nicht in den verglichenen Begriffen steckt. SCHESTOW aber legt das Schwergewicht gerade auf einen dieser Begriffe und zerstört das Gleichgewicht. Unser Begreifenwollen, unser Heimweh nach dem Absoluten sind nur in dem Maße erklärlich, in dem wir viele Dinge begreifen und erklären können. Es ist sinnlos die Vernunft absolut zu negieren. Sie hat ihren Bereich, in dem sie wirksam ist. Es ist genau der Bereich der menschlichen Erfahrung. Von da aus

wollten wir alles klarmachen. Wenn wir es nicht können und wenn dabei das Absurde entsteht, dann eben in dem Zusammenstoß dieser wirksamen aber begrenzten Vernunft mit dem stets neu entstehenden Irrationalen. Wenn nun SCHESTOW an einem HEGELschen Satz wie diesem Anstoß nimmt: <Die Bewegungen des Sonnensystems vollziehen sich nach unwandelbaren Gesetzen, und diese Gesetze sind seine Vernunft>, wenn er sich leidenschaftlich darum bemüht, den Rationalismus SPINOZAs zu zerfasern, so schließt er daraus gerade auf die Sinnlosigkeit jeglicher Vernunft. Und von da aus mit einer natürlichen und unberechtigten Wendung, auf den Vorrang des Irrationalen⁸.

Dieser Schritt aber ist nicht überzeugend. Denn hier können Begriffe wie Grenze und Ebene störend dazwischentreten. Die Naturgesetze können bis zu einer bestimmten Grenze gelten, darüber hinaus wenden sie sich gegen sich und lassen das Absurde entstehen. Oder sie lassen sich noch auf der Ebene der Beschreibung rechtfertigen, ohne deshalb auf der Ebene der Auslegung zu stimmen. Hier wird alles dem Irrationalen geopfert, und wenn das Gebot der Klarheit beiseitegelassen wird, verschwindet das Absurde mit einem

⁸ Beim Begriff der Ausnahme insbesondere und gegen ARISTOTELES.

seiner Vergleichsbegriffe. Der absurde Mensch dagegen kommt nicht zu diesem Ausgleich. Er erkennt den Kampf an, verachtet nicht durchaus die Vernunft und gibt das Irrationale zu. Er beachtet also alle Erfahrungstatsachen und ist wenig geneigt zu springen, bevor er weiß. Er weiß nur, daß in dieser aufmerksamen Bewußtheit für die Hoffnung kein Platz mehr ist.

Kierkegaards Sprung

Was bei LEO SCHESTOW spürbar ist, wird bei KIERKEGAARD vielleicht noch deutlicher. Gewiß, bei einem so schwer greifbaren Autor ist es eine klare Lehre herauszuschälen. Aber trotz anscheinend gegensätzlicher Schriften und über allen Pseudonymen, über allem Spiel und Lächeln taucht überall in seinem Werk so etwas wie die Ahnung (und gleichzeitig der Begriff) einer Wahrheit auf, die schließlich in den letzten Werken offen zutage tritt: auch KIERKEGAARD macht den Sprung. Zum Christentum, dem Schrecken seiner Kindheit, kehrt er am Ende zurück, zu dessen strengster Gestalt. Auch bei ihm werden Widerspruch und Paradox Prüfsteine für den Frommen. Gerade das, was ihn am Sinn und an der Tiefe dieses Lebens verzweifeln ließ, schenkt ihm jetzt seine

Wahrheit und seine Klarheit. Das Christentum ist das Ärgernis, und KIERKEGAARD verlangt ganz einfach nach dem dritten, von IGNATIUS VON LOYOLA geforderten Opfer, das Gott am meisten freut: <Das Opfer des Verstandes>⁹. Diese Wirkung des <Sprunges> ist sonderbar, sie darf aber nicht mehr überraschen. Er macht das Absurde zum Kriterium des Jenseits, während es nur ein Rückstand diesseitiger Erfahrung ist. <In seiner Niederlage>, sagt KIERKEGAARD, findet der Gläubige seinen Sieg.>

Ich brauche mich nicht zu fragen, auf welche rührende Predigt diese Haltung zurückgeht. Ich muß mich nur fragen, ob die Erscheinung des Absurden und sein eigentliches Wesen diese Haltung rechtfertigen. Hier weiß ich aber, daß dem nicht so ist. Wenn man den Inhalt des Absurden wiederum betrachtet, wird man die Methode, von der KIERKEGAARD sich leiten läßt, besser verstehen. Er hält nicht das Gleich-

⁹ Man könnte meinen, ich vernachlässigte hier das wesentliche Problem: das Problem des Glaubens. Aber ich untersuche nicht die Philosophie KIERKEGAARDS oder SCHESTOWS oder, weiter unten, HUSSERLS (dazu bedarf es eines anderen Zusammenhanges und einer anderen Geisteshaltung), ich greife bei ihnen nur ein Thema heraus und stelle fest ob seine Folgerungen den bereits aufgestellten Regeln entsprechen. Das ist nichts anderes als Eigensinn.

gewicht zwischen dem Irrationalen der Welt und der aufgeführten Sehnsucht nach dem Absurden. Er mißachtet die Beziehung zwischen beiden, die in Wahrheit das Gefühl der Absurdität ausmacht. In der Gewißheit, dem Irrationalen nicht entgehen zu können, will er sich wenigstens vor dieser verzweifelden Sehnsucht retten, die ihm unfruchtbar und belanglos erscheint. Aber wenn dieser Punkt seiner Begründung stimmen mag, so hat er nicht recht mit seiner Verneinung. Wenn er seinen Empörungsschrei durch eine besinnungslose Zustimmung ersetzt, dann muß er schließlich das Absurde, das ihn bisher erleuchtete, ignorieren und die einzige Gewißheit, die er nun hat, das Irrationale, vergöttlichen. Der Abbé GALIANI sagte zu Madame D'EPINAY: wichtig ist nicht, gesund zu werden, sondern mit seinen Krankheiten zu leben. KIERKEGAARD will gesund werden. Gesund werden – das ist sein rasender Wunsch, jener, der immer wieder in seinem Tagebuch auftaucht. Sein Verstand gibt sich, alle Mühe, dem Widerspruch der menschlichen Situation zu entinnen. Eine um so verzweifeltere Anstrengung, als er in plötzlichen Lichtblicken ihrer Nutzlosigkeit gewahr wird, wenn er von ihr spricht, so als könnten weder Gottesfurcht noch Frömmigkeit ihm den Frieden geben. So gibt er in qualvoller Flucht dem Irrationalen das Antlitz und seinem Gott

die Eigenschaften des Absurden: ungerecht, inkonsequent und unbegreiflich. Nur sein Verstand versucht, das tiefe Verlangen des menschlichen Herzens zu unterdrücken. Da nichts bewiesen ist, kann alles bewiesen werden.

KIERKEGAARD selbst klärt uns über den eingeschlagenen Weg auf. Ich will hier nichts hineingeheimnissen, aber wie sollte man aus seinen Büchern nicht die Anzeichen einer nahezu freiwilligen seelischen Verstümmelung herauslesen, da ja die Verstümmelung zum Absurden gutgeheißen wird? Sie ist das Leitmotiv des <Tagebuchs>. <Sie hat mich im Stich gelassen, die Bestie, die auch zum menschlichen Schicksal gehört... Aber gebt mir doch einen Körper.> Und später: <Oh! was hätte ich nicht, besonders in früher Jugend, dafür gegeben, ein Mensch zu sein, nur ein halbes Jahr... was mir im Grunde fehlt, sind ein Körper und die physischen Grundlagen der Existenz.> Im übrigen macht derselbe Mann sich trotzdem den großen Hoffnungsschrei zu eigen, der so viele Jahrhunderte lang erscholl und so viele Herzen – außer dem Herzen des absurden Menschen – bewegt hat: <Aber für den Christen ist der Tod keineswegs das Ende von allem; er enthält schließlich mehr Hoffnung, als das Leben uns bietet, selbst wenn es von Kraft und Gesundheit strotzt.> Die Versöhnung durch das Ärgernis ist immer noch Versöhnung. Sie

erlaubt, wie man sieht, Hoffnung zu schöpfen aus dem Gegenteil der Hoffnung, dem Tode. Aber selbst, wenn man aus Mitgefühl zu dieser Haltung neigen wollte, so muß man doch sagen, daß die Maßlosigkeit nichts rechtfertigt. Das übersteigt, wie es heißt, jedes menschliche Maß, es muß also übermenschlich sein. Aber dieses <also> ist zu viel. Es gibt hier keinerlei logische Gewißheit. Auch keine durch Erfahrung gewonnene Wahrscheinlichkeit. Ich kann nur sagen, daß es tatsächlich mein Maß übersteigt. Wenn ich daraus keinen negativen Schluß ziehe, so will ich wenigstens auf dem Unbegreiflichen nichts aufbauen. Ich will wissen, ob ich mit dem, was ich weiß, und nur damit leben kann. Weiter sagt man mir, der Verstand müsse hier seinen Stolz ablegen, und die Vernunft müsse sich beugen. Aber wenn ich die Grenzen der Vernunft anerkenne, so leugne ich deshalb nicht die Vernunft selber, sondern erkenne ihre relative Macht an. Ich will mich nur auf dem Mittelweg halten, auf dem der Verstand klar bleiben kann. Wenn das sein Stolz ist, dann sehe ich keinen hinreichenden Grund dafür, auf ihn zu verzichten. Beispielsweise gibt es nichts Tieferes als KIERKEGAARDS Ansicht, daß die Verzweiflung keine Tatsache, sondern ein Zustand sei: der Zustand der Sünde. Denn die Sünde entfernt von Gott. Das Absurde, der metaphysische Zustand des bewußten Men-

schen, führt nicht zu Gott¹⁰. Vielleicht wird dieser Begriff klarer, wenn ich das Ungeheuerliche auszusprechen wage: das Absurde ist die Sünde ohne Gott.

Es geht darum, in diesem Zustande des Absurden zu leben. Ich weiß, worauf sie gegründet sind – dieser Geist und diese Welt, die sich gegenseitig stützen und sich nicht umarmen können. Ich brauche für diesen Zustand eine Lebensregel; was man mir aber vorschlägt, läßt das Grundlegende außer acht, leugnet den einen Begriff des schmerzlichen Gegensatzes und befiehlt mir, etwas aufzugeben. Ich brauche etwas, das der Lage, die ich als die meine erkenne, gerecht wird; ich weiß, daß sie Dunkel und Unwissenheit einschließt, und man versichert mir, diese Unwissenheit erkläre alles, und diese Nacht sei mein Licht. Man gibt mir aber keine Antwort, mit der ich etwas anfangen kann, und diese begeisternde Schwärmerei kann mir das Paradox nicht verbergen. Man muß also einen anderen Weg einschlagen. KIERKEGAARD ruft und verkündet: <Wenn der Mensch kein ewiges Gewissen hätte, wenn am Grund aller Dinge nichts anderes wäre als eine wilde, brodelnde Kraft, die alles, das Große und das Geringe,

¹⁰ Ich habe nicht gesagt <schließt Gott aus>, was sich erst bestätigen müßte.

aus dem Strudel dunkler Leidenschaften hervorbrächte, wenn unter den Dingen sich die bodenlose, durch nichts zu füllende Leere verberge – was wäre dann das Leben anderes als Verzweiflung?> Dieser Schrei ist nicht dazu angetan, den absurden Menschen zurückzuhalten. Das Wahre suchen heißt nicht: das Wünschenswerte suchen. Wenn man sich, um der angstvollen Frage: <Was wäre dann das Leben?> zu entgehen, wie der Esel von den Rosen der Illusionen nähren muß, dann wird der absurde Geist, statt in der Lüge zu resignieren, sich lieber ohne Zagen KIERKEGAARDS Antwort zu eigen machen: <die Verzweiflung>. Wenn man alles recht betrachtet, wird eine entschlossene Seele stets damit fertig werden.

Die Verneinung ist Gott

Ich nehme mir die Freiheit, die existentielle Haltung hier <philosophischen Selbstmord> zu nennen. Das schließt aber kein Urteil ein. Es ist nur eine bequeme Art, die Regung zu kennzeichnen, mit der ein Gedanke sich selber leugnet und dazu neigt, sich zu seiner Verneinung zu überschlagen. Für die Existentialisten ist die Verneinung Gott. Genaugenommen behauptet dieser Gott sich nur durch die Verneinung der

menschlichen Vernunft¹¹. Aber die Götter ändern sich – wie die Selbstmorde – mit den Menschen. Man kann auf vielerlei Art springen, wesentlich aber bleibt immer, daß man springt. Diese erlösenden Verneinungen, diese endgültigen Widersprüche, die das noch nicht übersprungene Hindernis leugnen, können (das ist das Paradox, das diese Überlegung im Auge hat) ebenso gut aus einer gewissen religiösen Inspiration wie aus einer rationalen Weisung kommen. Sie trachten immer nach dem Ewigen, und das eben heißt hier: sie machen den Sprung.

Eines muß noch gesagt werden: die Überlegung, die in diesem Versuch angestellt wird, läßt ganz und gar die geistige Haltung außer acht, die in unserem erleuchteten Jahrhundert am weitesten verbreitet ist, jene, die sich auf den Grundsatz stützt: alles sei Vernunft, und die darauf abzielt, die Welt zu erklären. Es ist natürlich, eine klare Anschauung von ihr zu geben, wenn man gelten läßt, daß die Welt klar sein muß. Das ist sogar berechtigt, nur ohne Belang für die Überlegung, die wir hier anstellen. Wir wollen hier lediglich den geistigen Schritt beleuchten, der von einer Philosophie der Sinnlosig-

¹¹ Um es noch einmal zu präzisieren: nicht um die Bestätigung Gottes geht es hier, sondern um die Logik, die zu dieser Bestätigung führt.

keit der Welt ausgeht und ihr schließlich Sinn und Tiefe zugesteht. Der pathetischste Schritt ist religiöser Art; er wird sichtbar bei der Frage des Irrationalen. Der paradoxeste und bezeichnendste Schritt aber ist wohl der, der seine vernünftelnden Erklärungen einer Welt zuteil werden läßt, die er sich ursprünglich ohne ein ordnendes Prinzip vorgestellt hatte. Wir könnten jedenfalls nicht zu den Schlüssen kommen, die uns interessieren, wenn wir von dieser neuen Errungenschaft geistiger Sehnsucht keine Vorstellung gegeben hätten.

Husserls <Intention>

Ich werde nun das Thema der <Intention> untersuchen, das durch HUSSERL und die Phänomenologen modern wurde. Ich hatte schon darauf angespielt, HUSSERLS Methode leugnet ganz einfach das klassische Verfahren der Vernunft. Um es zu wiederholen: denken heißt nicht zusammenfassen, unter dem Gesichtspunkt eines großen Prinzips die Erscheinung vertraut machen; denken heißt wieder sehen lernen, heißt sein Bewußtsein lenken und aus jeder Vorstellung etwas Besonderes, Bevorzugtes machen. Oder anders ausgedrückt: die Phänomenologie weigert sich, die Welt zu erklären, sie will nur Erlebtes beschreiben. Mit ihrer Ausgangs-Behauptung,

daß es keine Wahrheit, sondern nur Wahrheiten gebe, stößt sie auf das absurde Denken. Vom Abendwind bis zu dieser Hand auf meiner Schulter hat jedes Ding seine Wahrheit. Das Bewußtsein erhellt sie durch die Aufmerksamkeit, die es ihr zuwendet. Das Bewußtsein formt nicht den Gegenstand seiner Erkenntnis, es fixiert nur, ist nur ein Akt der Aufmerksamkeit und gleicht, um ein Bild BERGSONs zu gebrauchen, dem Projektionsapparat, der sich plötzlich auf ein Bild richtet. Der Unterschied besteht darin, daß es kein Szenarium gibt, sondern nur nach und nach eine unzusammenhängende Illustration. Bei dieser *laterna magica* sind schließlich *alle* Bilder bevorzugt. Das Bewußtsein hält in der Erfahrung die Objekte seiner Aufmerksamkeit in der Schweben. Durch seine wunderbare Fähigkeit trennt es sie voneinander. Von nun an liegen sie außerhalb jeder Beurteilung. Diese <Intention> also charakterisiert das Bewußtsein. Dieser Ausdruck schließt keine Vorstellung eines Endzwecks ein: er gilt nur im Sinne von <Richtung>, er hat nur topographischen Wert.

Auf den ersten Blick scheint also dem Geist des Absurden nichts zu widersprechen. Diese offensichtliche Bescheidenheit des Denkens, das nur beschreiben will, was es zu erklären ablehnt, diese freiwillige Selbstzucht, von der paradoxerweise die tiefe Bereicherung der Erfahrung und eine

Wiedergeburt der Welt in all ihrer Weite ausgehen, sind absurde Verfahren. Wenigstens auf den ersten Blick. Denn die Methoden des Denkens nehmen in diesem wie in jedem anderen Falle zwei Aspekte an: einen psychologischen und einen metaphysischen¹². Damit bergen sie zwei Wahrheiten. Wenn der Begriff der Intentionalität angeblich nur eine psychologische Haltung erklärt, durch die das Wirkliche erschöpft und nicht gedeutet würde, dann trennt ihn in der Tat nichts vom Geist des Absurden. Er geht nur darauf aus aufzuzählen, was er nicht transzendieren kann. Er bestätigt nur, daß auch beim Fehlen jedes Einheitsprinzips das Denken noch an der Darstellung und am Begreifen jeglicher Erscheinung der Erfahrungswelt Freude haben kann. Die Wahrheit, um die es sich bei jeder dieser Erscheinungen handelt, ist psychologischer Art. Sie bezeugt nur das <Interesse>, das die Wirklichkeit bieten kann. Das ist eine Art, eine schläfrige Welt wachzurütteln und sie dem Geiste lebendig zu machen. Aber wenn man diesen Begriff der Wahrheit erweitern und vernünftig begründen will, wenn man so das <Wesen> jedes Erkenntnis-

¹² Selbst die rigorosesten Epistemologien (Erkenntnistheorien) setzen Metaphysisches voraus. So gesehen besteht die Metaphysik der meisten zeitgenössischen Denker nur aus einer Epistemologie.

Objektes zu entdecken meint, dann überläßt man seine Tiefe wieder der Erfahrung. Für einen absurden Geist ist das ungreiflich. In der intentionellen Haltung ist ja gerade das Gleichgewicht von Bescheidenheit und Gewißheit spürbar, und dieses Schillern des phänomenologischen Denkens wird besser als alles andere die absurde Überlegung erläutern.

Abstrakter Polytheismus

HUSSERL spricht nämlich auch von <außerzeitlichen Wesenheiten>, die die Intention so ans Licht bringt, und man glaubt PLATON zu hören. Man erklärt nicht alle Dinge durch ein einziges, sondern durch alle. Ich sehe hier keinen Unterschied. Gewiß sollen diese Ideen oder Wesenheiten, die das Bewußtsein am Ende jeder Beschreibung <verwirklicht>, noch nicht vollendete Muster sein. Man behauptet aber, sie seien in jeder wahrgenommenen Gegebenheit direkt gegenwärtig. Es gibt keine einzige Idee mehr, die alles erklärt, sondern unendlich viele Wesenheiten, die unendlich vielen Dingen Sinn geben. Die Welt wird unbeweglich, aber hell. Der PLATONische Realismus wird intuitiv, ist aber immer noch ein Realismus. KIERKEGAARD versenkte sich in seinen Gott, PARMENIDES stürzte das Denken in das <Eine>. Hier aber wirft sich

das Denken in einen abstrakten Polytheismus. Mehr noch: auch die Halluzinationen und Fiktionen werden ein Teil der <außerzeitlichen Wesenheiten>. In der neuen Welt der Ideen wirkt die Kategorie des Kentauren mit der bescheideneren des Großstädtlers zusammen.

Für den absurden Menschen steckt eine Wahrheit und zugleich eine Bitterkeit in der rein psychologischen Ansicht, daß alle Gesichter der Welt ein Vorrecht hätten. Wenn jedes Ding bevorzugt ist, so heißt das: alle sind wieder gleichwertig. Aber der metaphysische Aspekt dieser Wahrheit führt den absurden Menschen in solche Ferne, daß er sich infolge einer elementaren Reaktion vielleicht PLATON näher fühlt. Man lehrt ihn tatsächlich, jeder Vorstellung liege eine Wesenheit mit den gleichen Vorrechten zugrunde. In dieser idealen Welt ohne Hierarchie besteht die formelle Armee nur aus Generalen. Zweifellos war die Transzendenz ausgemerzt worden. Aber eine plötzliche Wendung des Denkens führt in die Welt wieder eine Art fragmentarischer Immanenz ein, die dem Universum wieder Tiefe gibt.

Muß ich fürchten, ein Thema, das von seinen Urhebern weit klüger behandelt wurde, zu weit geführt zu haben? Ich lese nur HUSSERLs Behauptungen, die anscheinend paradox sind, deren rücksichtslose Logik man aber spürt, wenn man

das Vorhergehende zugibt: <Was wahr ist, ist absolut und an sich wahr; die Wahrheit ist nur eine Einheit, identisch mit sich selbst – welche Wesen es auch sein mögen, die sie wahrnehmen: Menschen, Riesen, Engel oder Götter.> Die Vernunft triumphiert und dröhnt in dieser Stimme, das kann ich nicht bestreiten. Was besagt ihre Bejahung in der absurden Welt? Die Annahme eines Engels oder eines Gottes ist für mich sinnlos. Dieser geometrische Ort, an dem die göttliche Vernunft meine eigene rechtfertigt, wird mir immer unverständlich bleiben. Ich entdecke auch da einen Sprung, und wenn er auch ein Drang ins Abstrakte ist: er bedeutet für mich darum nicht weniger das Vergessen dessen, was ich gerade nicht vergessen will. Wenn HUSSERL sich weiter ereifert: <Würden alle gravitierenden Massen verschwinden, so wäre damit nicht das Gravitationsgesetz aufgehoben, sondern würde einfach ohne mögliche Anwendung weiter bestehen>, dann weiß ich, daß ich es mit einer tröstlichen Metaphysik zu tun habe. Und wenn ich die Wendung entdecken will, mit der das Denken den Weg der Evidenz verläßt, dann brauche ich nur die entsprechende Überlegung wiederzulesen, die HUSSERL für den Geist bereithält: <Wenn wir die exakten Gesetze der psychischen Vorgänge klar betrachten könnten, würden sie sich ebenso ewig und unveränderlich erweisen

wie die grundlegenden Gesetze der theoretischen Naturwissenschaften. Sie würden also gültig sein, selbst wenn es keine psychischen Vorgänge gäbe.> Selbst wenn es den Geist nicht gäbe, wären seine Gesetze doch vorhanden! Nun verstehe ich: HUSSERL glaubt aus einer psychologischen Wahrheit eine rationale Regel ableiten zu müssen. Nachdem er die integrierende Macht der menschlichen Vernunft geleugnet hat, springt er mit diesem Winkelzug in die ewige Vernunft.

HUSSERLs Begriff vom <konkreten Universum> kann mich dann auch nicht weiter überraschen. Wenn er mir erklärt, alle Wesenheiten seien nicht formal, sondern es gäbe auch materielle Wesenheiten, und die einen seien Gegenstand der Logik, die anderen Gegenstand der Wissenschaften, so ist das nur eine Frage der Definition. Das Abstrakte, versichert man mir, sei nur ein nicht durch sich selbst existierender Teil eines universalen Konkreten. Aber das bereits entdeckte Gleichgewicht erlaubt mir, die Verwirrung dieser Begriffe zu lichten. Das kann nämlich heißen: das konkrete Objekt meiner Aufmerksamkeit, dieser Himmel oder der Reflex dieses Wassers auf diesem Mantel behalten allein jenen Nimbus des Wirklichen, das mein Interesse in der Welt isoliert. Das werde ich nicht leugnen. Es kann aber auch heißen: der Mantel selber sei universell, habe seine besondere und befriedigen-

de Wesenheit und gehöre der Welt der Formen an. Ich verstehe dann, daß nur die Reihenfolge eine andere geworden ist. Diese Welt spiegelt sich nicht mehr in einem höheren Universum, sondern der Himmel der Formen stellt sich dar in den vielen Bildern dieser Erde. Das ändert gar nichts für mich. Nicht die Vorliebe fürs Konkrete, -nicht den Sinn für die menschliche Situation finde ich hier, sondern einen Intellektualismus, der zügellos genug ist, das Konkrete selber zu verallgemeinern.

*Demütige und triumphierende Vernunft
kommen zum gleichen Ziel*

Man sollte nicht erstaunt sein über den paradoxen Umstand, daß das Denken auf den entgegengesetzten Wegen einer demütigen und einer triumphierenden Vernunft seiner eigenen Verneinung zugeführt wird. Zwischen dem abstrakten Gott HUSSERLs und dem blitzeschleudernden Gott KIERKEGAARDs ist der Abstand nicht beträchtlich. Die Vernunft und das Irrationale führen zu derselben Predigt. Das bedeutet, daß der Weg in Wahrheit nicht so wichtig ist, es genügt durchaus der Wille, ans Ziel zu kommen. Der abstrakte Philosoph und der religiöse Philosoph gehen von derselben Ver-

wirrung aus und fußen auf derselben Angst. Wesentlich ist die Auslegung. Die Sehnsucht ist hier stärker als das Wissen. Es ist bezeichnend, daß das Denken unserer Zeit – wie selten ein Denken – von einer philosophisch begründeten Sinnlosigkeit der Welt durchdrungen und gleichzeitig in seinen Schlüssen äußerst zerrissen ist. Es schwankt fortwährend zwischen der äußersten Rationalisierung des Wirklichen, die zu dessen Zerstückelung in Vernunft-Typen verleitet, und seiner äußersten Irrationalisierung, die zu seiner Vergöttlichung verführt. Dieser Zwiespalt ist aber nur scheinbar, Es geht darum, sich wieder auszusöhnen, und dazu genügt in beiden Fällen der Sprung. Ganz zu Unrecht hält man den Begriff der Vernunft für eindeutig. So rücksichtslos die Vernunft in ihrem Ehrgeiz sein mag – tatsächlich ist dieser Begriff ebenso wandelbar wie alle anderen. Die Vernunft hat ein durchaus menschliches Gesicht, kann sich aber auch dem Göttlichen zuwenden. Seit PLOTIN, der sie als erster mit dem Klima des Ewigen auszusöhnen verstand, hat sie es gelernt, sich von ihrem liebsten Prinzip, dem Widerspruch, loszusagen und dafür das fremdeste, durchaus magische Prinzip des Teilhabens aufzunehmen¹³. Sie ist ein Instrument des Denkens und nicht das

¹³ A.: In diesem Zeitalter müßte die Vernunft sich anpassen oder sterben.

Denken selbst. Das Denken eines Menschen ist vor allem seine Sehnsucht.

Wie die Vernunft die Melancholie PLOTINS zu besänftigen verstand, so gibt sie auch der modernen Angst die Möglichkeit, sich in den vertrauten Kulissen des Ewigen zu beruhigen. Der absurde Geist hat weniger Möglichkeiten. Für ihn ist die Welt weder rational in diesem Grade noch irrational. Sie ist unvernünftig, nichts weiter. Bei HUSSERL hat die Vernunft schließlich keine Grenzen mehr. Das Absurde dagegen fixiert ihre Grenzen, da sie nicht imstande ist, die Angst zu beruhigen. Andererseits behauptet KIERKEGAARD, eine einzige Grenze genüge, um sie zu leugnen. Soweit aber geht das Absurde nicht. Diese Grenze zielt für das Absurde nur auf den Ehrgeiz der Vernunft. Der Begriff des Irrationalen, wie er von den Existenzphilosophen verstanden wird, ist die Vernunft, die sich zersetzt und sich durch Selbstverneinung befreit. Das Absurde ist die erhellte Vernunft, die ihre Grenzen feststellt.

Sie paßt sich an. Mit PLOTIN wird aus der logischen eine ästhetische Vernunft. Die Metapher ersetzt den Syllogismus.> B.: <Übrigens ist das nicht der einzige Beitrag PLOTINS zur Phänomenologie. Diese Halfung steckt schon in dem Gedanken, der dem alexandrinischen Denker so teuer war: es gebe nicht nur eine Idee vom Menschen, sondern auch eine Idee von SOKRATES.>

Die Rechte des absurden Menschen

Am Ende dieses schwierigen Weges erkennt der absurde Mensch seine wahren Rechte. Wenn er seinen tiefen Anspruch mit dem vergleicht, was ihm geboten wird, fühlt er plötzlich, daß er sich abwenden muß. In HUSSERLS Universum klärt sich die Welt, und dieser dem Menschen eigene Hang zur Vertraulichkeit wird nutzlos. In KIERKEGAARDS Apokalypse muß dieser Wunsch nach Klarheit, wenn er befriedigt werden will, sich selbst verleugnen. Die Sünde besteht nicht so sehr im Wissen (in dieser Hinsicht sind alle unschuldig) wie im Verlangen nach Wissen. Gerade das aber ist die einzige Sünde, von der der absurde Mensch spürt, daß sie zugleich seine Schuld und seine Unschuld ist. Man schlägt ihm eine Lösung vor, derzufolge alle vergangenen Widersprüche nur polemische Spielereien sind. So aber hat er diese Widersprüche nicht empfunden. Er muß sich an ihre Wahrheit halten – nämlich daran, daß sie nicht befriedigend gelöst sind. Er wünscht keine Predigt.

Meine Überlegung möchte dem Unabweisbaren, das sie aufgedeckt hat, treu bleiben. Diese Evidenz ist das Absurde. Es ist jener Zwiespalt zwischen dem sehnsüchtigen Geist und

der enttäuschenden Welt, es ist mein Heimweh nach der Einheit, dieses zerplitterte Universum und der Widerspruch, der beide verbindet. KIERKEGAARD unterdrückt mein Heimweh, und HUSSERL bringt dieses Universum wieder zusammen. Nicht das hatte ich erwartet. Es ging darum, mit dieser Zerrissenheit zu leben und zu denken, zu wissen, ob man annehmen oder ablehnen soll. Es kann sich nicht darum handeln, das Unabweisbare zu maskieren, das Absurde zu unterdrücken, indem man eine Seite dieser Gleichung leugnet. Wir müssen wissen, ob wir damit leben können oder ob die Logik es verlangt, daß wir daran sterben. Ich interessiere mich nicht für den philosophischen Selbstmord, sondern für den Selbstmord an sich. Ich will ihn nur von allen Sentimentalitäten befreien und seine Logik und Rechtlichkeit erkennen. Jede andere Stellungnahme verlangt vom absurden Geist, daß er den Geist hinter dem verschwinden läßt, was er ans Licht bringt. HUSSERL sagt: man müsse dem Wunsch nachgeben, sich frei zu machen <von der eingefleischten Gewohnheit, in gewissen, bereits wohlbekannten und bequemen Daseinsbedingungen zu leben und zu denken>, aber am Ende stellt auch bei ihm der Sprung das Ewige und dessen Behaglichkeit wieder her. Der Sprung bedeutet keine äußerste Gefahr, wie KIERKEGAARD es gern möchte. Die Gefahr liegt im

Gegenteil in dem kaum meßbaren Augenblick vor dem Sprung. Die Redlichkeit besteht darin, sich auf diesem schwindelnden Grat zu halten; alles andere ist Ausflucht. Ich weiß auch, daß die Ohnmacht nie so ergreifende Akkorde erzeugt hat wie bei KIERKEGAARD. Aber wenn die Ohnmacht in die gleichgültigen Landschaften der Geschichte gehört, dann sollte sie in einer Überlegung, deren Anspruch wir jetzt kennen, nichts zu suchen haben.

DIE ABSURDE FREIHEIT

Was zählt?

Jetzt ist die Hauptsache getan. Ich verfüge über einige Wahrheiten, von denen ich nicht mehr loskommen kann. Was ich weiß, was sicher ist, was ich nicht leugnen kann, was ich nicht verwerfen kann – das zählt. Ich kann von diesem neuen Standpunkt aus alles leugnen, was von ungewissen Sehnsüchten lebt, nur nicht das Verlangen nach Einheit, den Wunsch, Entscheidungen zu treffen, den Anspruch auf Klarheit und Zusammenhang. Ich kann in dieser Welt alles widerlegen, was mich umgibt, mich vor den Kopf stößt oder begeistert, nur nicht dieses Chaos, diesen König Zufall und diese göttli-

che Gleichwertigkeit, die aus der Anarchie erwächst. Ich weiß nicht, ob diese Welt einen Sinn hat, der über mich hinausgeht. Aber ich weiß, daß ich diesen Sinn nicht kenne und daß ich ihn zunächst unmöglich erkennen kann. Was bedeutet mir ein Sinn, der außerhalb meiner Situation liegt? Ich kann nur innerhalb menschlicher Grenzen etwas begreifen. Was ich berühre, was mir Widerstand leistet – das begreife ich. Und ich weiß außerdem: diese beiden Gewißeheiten – mein Verlangen nach Absolutem und nach Einheit und das Unvermögen, diese Welt auf ein rationales, vernunftgemäßes Prinzip zurückzuführen – kann ich nicht miteinander vereinigen. Was für eine andere Wahrheit kann ich erkennen, ohne zu lügen, ohne eine Hoffnung einzuschalten, die ich nicht habe und die innerhalb meiner Situation nichts besagt?

Wenn ich Baum unter den Bäumen wäre, Katze unter den Tieren, dann hätte dieses Leben einen Sinn oder vielmehr: dieses Problem bestünde überhaupt nicht, denn dann wäre ich ein Teil dieser Welt. Ich wäre diese Welt, zu der ich mich jetzt mit meinem ganzen Bewußtsein und mit meinem ganzen Anspruch auf Vertrautheit in Gegensatz befinde. Eben diese so höhnische Vernunft setzt mich in Widerspruch zur ganzen Schöpfung. Ich kann sie nicht mit einem Federstrich abtun. Was ich für wahr halte, daran muß ich also festhalten.

Was mir so unabweisbar erscheint, darauf muß ich bestehen, auch wenn es sich gegen mich richtet. Und worauf beruht denn dieser Konflikt, dieser Bruch zwischen der Welt und meinem Geist, wenn nicht auf dem Bewußtsein, das ich von ihm habe? Wenn ich also an ihm festhalten will, dann nur durch ein beständiges, immer wieder neues, stets angespanntes Bewußtsein. Daran muß ich mich zunächst halten. Mit diesem Augenblick tritt das Absurde, das so evident und gleichzeitig so schwer faßbar ist, in das Leben eines Menschen ein und wird dort heimisch. In diesem Augenblick kann der Geist noch den unfruchtbaren, von hellsichtiger Anstrengung ausgedörrten Weg verlassen. Der mündet jetzt ins tägliche Leben ein. Der führt in die Welt des anonymen <man>, aber der Mensch begeht ihn von nun an mit seiner Auflehnung und mit seinem Scharfblick. Er hat es verlernt zu hoffen. Endlich ist die Hölle des Gegenwärtigen sein Reich. Alle Probleme erhalten ihre Schärfe wieder. Die abstrakte Evidenz zieht sich vor dem Lyrismus der Formen und Farben zurück. Die geistigen Konflikte werden Fleisch und Blut und finden die armselige und großartige Heimstatt des menschlichen Herzens wieder. Nichts ist entschieden. Aber alles ist verwandelt. Soll man sterben, durch den Sprung entschlüpfen, ein Gebäude von Ideen und Formen nach seinem Maß

erstellen? Oder soll man im Gegenteil auf die zerstörende und wunderbare Wette des Absurden eingehen? Machen wir in dieser Hinsicht noch eine letzte Anstrengung und ziehen wir alle unsere Schlußfolgerungen. Der Körper, die Zärtlichkeit, die Schöpfung, die Tätigkeit, der menschliche Adel werden dann in dieser sinnlosen Welt ihren Platz einnehmen. Der Mensch wird hier endlich den Wein des Absurden finden und das Brot der Gleichgültigkeit, mit dem er seine Größe speist.

Bestehen wir wiederum auf der Methode: es handelt sich darum, hartnäckig zu sein. An einem bestimmten Punkt seines Weges wird der absurde Mensch gereizt. Der Geschichte fehlt es weder an Religionen noch an Propheten, nicht einmal an Göttern. Man verlangt von ihm, daß er springt. Er kann bloß antworten, daß er nicht richtig begreift, daß dies nicht evident ist. Er will gerade nur das tun, was er richtig begreift. Man versichert ihm, daß das die Sünde des Hochmuts sei – aber er versteht den Begriff der Sünde nicht; daß ihn am Ende vielleicht die Hölle erwarte, aber er hat nicht genug Phantasie, um sich diese sonderbare Zukunft vorzustellen; daß er das ewige Leben verliere, aber das will ihm belanglos erscheinen. Man möchte ihn zur Erkenntnis seiner Schuld führen. Er fühlt sich unschuldig. Offen gesagt: er fühlt

nur diese seine unersetzliche Unschuld. Sie erlaubt ihm alles. So fordert er von sich selber, *nur* mit dem zu leben, was er weiß, sich *nur* mit dem einzurichten, was ist, und nichts einzuschalten, was nicht gewiß ist. Man gibt ihm zur Antwort, nichts sei gewiß.

Aber das ist immerhin eine Gewißheit. Mit ihr hat er es zu tun: er will wissen, ob es möglich ist, unwiderruflich zu leben.

Dem Absurden ins Auge sehen

Ich kann jetzt den Begriff des Selbstmordes zu fassen suchen. Man hat schon gemerkt, welche Erklärung ihm möglicherweise gegeben werden kann. Hier liegt das Problem gerade umgekehrt. Vorher handelte es sich darum zu wissen, ob das Leben, um gelebt zu werden, einen Sinn haben müsse. Hier dagegen hat es den Anschein, daß es um so besser gelebt werden wird, je weniger sinnvoll es ist. Eine Erfahrung, ein Schicksal leben heißt: es ganz und gar auf sich nehmen. Nun wird man aber dieses Schicksal, von dem man weiß, daß es absurd ist, nicht leben, wenn man nicht alles tut, um vor sich selbst am Absurden, das das Bewußtsein zutage gefördert hat, festzuhalten. Auch nur eine Seite des Gegensatzes, von

dem es lebt, aufgeben heißt: dem Problem ausweichen. Das Motiv der permanenten Revolution überträgt sich so auf die individuelle Erfahrung. Leben heißt: das Absurde leben lassen. Das Absurde leben lassen heißt: ihm ins Auge sehen. Im Gegensatz zu *Eurydike* stirbt das Absurde nur, wenn man sich von ihm abwendet. Eine der wenigen philosophisch stichhaltigen Positionen ist demnach die Auflehnung. Sie ist eine ständige Konfrontation des Menschen mit seiner eigenen Dunkelheit. Sie ist der Anspruch auf eine unmögliche Transparenz. Sie stellt die Welt in jeder Sekunde in Frage. Wie die Gefahr dem Menschen die unersetzliche Gelegenheit verschafft, sich des Bewußtseins zu bemächtigen, so breitet die metaphysische Auflehnung des Bewußtseins sich über die ganze Erfahrung aus. Sie ist die ständige Anwesenheit des Menschen bei sich selbst. Sie ist kein Sehnen, sie ist ohne Hoffnung. Diese Auflehnung ist die Gewißheit eines niederwerfenden Schicksals, nicht so sehr die Resignation, die sie begleiten sollte.

Hier sehen wir, wie weit die absurde Erfahrung sich vom Selbstmord entfernt. Man könnte meinen, der Selbstmord sei eine Folge der Auflehnung. Aber zu Unrecht. Denn er stellt nicht deren logischen Abschluß dar. Er ist dank der Zustimmung, die ihm zugrunde liegt, genau ihr Gegenteil. Der

Selbstmord ist, wie der Sprung, die Anerkennung ihrer Grenzen. Da alles verloren ist, kehrt der Mensch zu seinem wesentlichen Anliegen zurück. Er erkennt seine Zukunft, seine einzige und furchtbare Zukunft, und stürzt sich in sie hinein. Der Selbstmord hebt das Absurde auf seine Art auf. Er zieht es mit in den gleichen Tod. Ich weiß aber, daß das Absurde, um sich zu behaupten, sich nicht auflösen darf. Es entgeht dem Selbstmord in dem Maße, wie es gleichzeitig Bewußtsein und Ablehnung des Todes ist.

Es ist in der äußersten Spannung des Gedankens dessen, der zum Tode verurteilt ist, jenes Schuhband, das er trotz allem ein paar Meter entfernt liegen sieht, selbst am Rande seines schwindelnden Sturzes. Das genaue Gegenstück zum Selbstmörder ist der zum Tode Verurteilte.

Revolte

Diese Auflehnung gibt dem Leben seinen Wert. Erstreckt sie sich über die ganze Dauer einer Existenz, so verleiht sie ihr ihre Größe. Für einen Menschen ohne Scheuklappen gibt es kein schöneres Schauspiel als die Intelligenz im Kampf mit einer ihr überlegenen Wirklichkeit. Das Schauspiel des menschlichen Stolzes ist unvergleichlich. Alle Erwartungen

können ihm nichts anhaben. Diese Zucht, die der Geist sich selber vorschreibt, dieser gehörig gehämmerte Wille, dieses Aug-in-Auge haben etwas Einzigartiges. Diese Wirklichkeit, deren Unmenschlichkeit die Größe des Menschen ausmacht, entleeren heißt: gleichzeitig sich selber entleeren. Ich verstehe also, warum die Doktrinen, die mir alles erklären, mich gleichzeitig schwächen. Sie befreien mich von dem Gewicht meines eigenen Lebens, und ich muß es dennoch allein ertragen. An dieser Wegbiegung kann ich nicht begreifen, daß eine skeptische Metaphysik sich mit einer Moral des Verzichts verbinden kann.

Bewußtsein und Auflehnung – diese abschlägigen Antworten sind das Gegenteil von Verzicht. Allen Eigensinn und alle Leidenschaft, deren ein menschliches Herz fähig ist, beleben sie mit ihrem Leben. Es geht darum, unversöhnt und nicht aus freiem Willen zu sterben. Der Selbstmord ist ein Verkennen. Der absurde Mensch kann nur alles ausschöpfen und sich selber erschöpfen. Das Absurde ist seine äußerste Anspannung, an der er beständig mit einer unerhörten Anstrengung festhält; denn er weiß: in diesem Bewußtsein und in dieser Auflehnung bezeugt er Tag für Tag seine einzige Wahrheit, die Herausforderung. Das ist eine erste Schlußfolgerung.

Die Freiheit interessiert nicht

Wenn ich bei jener vereinbarten Haltung beharre, d. h. wenn ich alle Konsequenzen ziehe, die eine neue Erkenntnis mit sich bringt (und wenn ich nichts als diese Konsequenzen gelten lasse), dann sehe ich mich einem zweiten Paradox gegenüber. Um dieser Methode treu zu bleiben, lasse ich mich nicht auf das Problem der metaphysischen Freiheit ein. Zu wissen, ob der Mensch frei ist, interessiert mich nicht. Ich kann nur meine eigene Freiheit beweisen. Für sie kann ich keine allgemeingültigen Begriffe aufstellen, ich kann über sie aber einige klare Bemerkungen machen. Das Problem der <Freiheit an sich> hat keinen Sinn. Es ist nämlich auf eine ganz andere Art an das Gottesproblem gebunden. Wissen, ob der Mensch frei ist, verlangt, daß man weiß, ob er einen Herr haben kann. Die besondere Absurdität dieses Problems kommt daher, daß der Begriff selber, der das Problem der Freiheit möglich macht, ihm gleichzeitig jeden Sinn entzieht. Denn vor Gott gibt es weniger ein Problem der Freiheit als ein Problem des Bösen. Wir kennen die Alternative: entweder sind wir nicht frei, und der allmächtige Gott ist für das Böse verantwortlich. Oder wir sind frei und verantwortlich, aber Gott ist nicht allmächtig. Alle scholastischen Spitzfindigkei-

ten haben der Schärfe dieses Paradoxons nichts hinzugefügt und nichts genommen.

Deshalb darf ich mich nicht in die Überspannung oder an die einfache Definition eines Begriffs verlieren, der mir in dem Augenblick entgleitet und sinnlos wird, in dem er über den Rahmen meiner individuellen Erfahrung hinausgeht. Ich kann nicht verstehen, was eine Freiheit bedeuten soll, die mir von einem höheren Wesen verliehen wäre. Ich habe den Sinn für die Hierarchie verloren. Von der Freiheit kann ich nicht bloß die Vorstellung des Gefangenen oder die des modernen Individuums im Staate haben. Die einzige Freiheit, die ich kenne, ist die des Geistes und des Handelns. Wenn aber das Absurde alle meine Chancen einer ewigen Freiheit zunichte macht, dann gibt es mir ja eine Handlungsfreiheit wieder und steigert sie sogar noch. Dieser Verlust der Hoffnung und der Zukunft bedeutet für den Menschen einen Zuwachs an Verfügungsrecht.

Bevor er dem Absurden begegnet, lebt der Mensch täglich mit Zielen, mit einer Sorge um die Zukunft oder um eine Rechtfertigung (in welcher Hinsicht, danach fragen wir nicht). Er wägt seine Chancen, er rechnet mit der spätesten Zukunft, mit seiner Pensionierung oder mit der Arbeit seiner Söhne. Er glaubt noch, daß irgend etwas in seinem Leben

gelenkt werden könne. Tatsächlich handelt er, als wäre er frei, wenn auch alle Tatsachen gegen diese Freiheit, sprechen. Aber nach der Begegnung mit dem Absurden ist alles erschüttert. Diese Vorstellung <ich bin>, meine Art zu handeln, als hätte alles einen Sinn (selbst wenn ich gelegentlich sage, daß nichts Sinn habe) – alles dieses wird durch die Absurdität eines möglichen Todes auf eine schwindelerregende Weise Lügen gestraft. An dem kommenden Tag denken, sich ein Ziel setzen, diese und jene Vorliebe hegen – das alles setzt den Glauben an die Freiheit voraus, selbst wenn man sich manchmal versichert, nichts von ihr zu spüren. Aber jetzt weiß ich, daß diese höhere Freiheit, diese Freiheit zu *sein*, die allein eine Wahrheit begründen kann, nicht existiert. Der Tod ist da, als die einzige Realität. Nach ihm ist alles vorbei. Ich habe nicht mehr die Freiheit fortzudauern, ich bin ein Sklave und obendrein ein Sklave, der auf keine ewige Revolution hoffen, sich auf keine Verachtung stützen kann. Und wer könnte ohne Revolution und ohne Verachtung Sklave bleiben? Welche Freiheit im vollen Sinne des Wortes kann es geben ohne die Gewähr einer Ewigkeit?

Gleichzeitig aber begreift der absurde Mensch, daß er bisher durch die Illusion, von der er lebte, an dieses Postulat der Freiheit gebunden war. In gewissem Sinne behinderte ihn

das. Im selben Maße, wie er sich ein Ziel seines Lebens ausdachte, paßte er sich den Forderungen eines angestrebten Zieles an und wurde der Sklave seiner Freiheit. Demnach wüßte ich nichts anderes zu tun als der Familienvater (oder der Ingenieur, der Volksvertreter oder der Rundfunkbeamte), der ich werden will. Ich glaube, daß ich die Wahl habe, dieses zu sein und nicht etwas anderes. Ich glaube es unbewußt, das stimmt. Gleichzeitig aber stütze ich meine Forderung auf die Überzeugungen meiner Umgebung, auf die Vorurteile meiner menschlichen Umwelt (die anderen sind so sicher, daß sie frei sind, und diese gute Laune ist so ansteckend!). Selbst wenn man sich von allen moralischen oder sozialen Vorurteilen fernhalten kann, erträgt man sie teilweise, und den besten von ihnen (es gibt gute und schlechte Vorurteile) paßt man sogar sein Leben an. So begreift der absurde Mensch, daß er in Wirklichkeit gar nicht frei war. Um es deutlich auszusprechen: je mehr ich hoffe, je mehr ich mich von einer mir gehörigen Wahrheit, von einer Art zu sein oder zu schaffen, beunruhigen lasse, je mehr ich schließlich mein Leben ordne und dadurch beweise, daß ich ihm einen Sinn unterstelle, um so mehr Schranken schaffe ich mir, in die ich mein Leben einzwänge. Ich mache es wie so viele Beamte des Geistes und des Herzens, die mir nur Abscheu einflößen

und die, das sehe ich jetzt genau, nichts anderes tun, als die Freiheit des Menschen ernst zu nehmen.

Das Absurde klärt mich über diesen Punkt auf: es gibt kein Morgen. Das ist von nun an die Begründung meiner tiefen Freiheit, Ich will hier zwei Vergleiche aufstellen. Zunächst verschaffen die Mystiker sich eine Freiheit. Sie versenken sich in ihren Gott, stimmen seinen Geboten zu und werden dadurch heimlich auf ihre Weise frei. In der freiwillig anerkannten Abhängigkeit entdecken sie eine tiefe Unabhängigkeit. Was aber bedeutet diese Freiheit? Vor allem können wir behaupten: sich selbst gegenüber *fühlen* sie sich frei – und zwar weniger frei als befreit. Ebenso fühlt der absurde Mensch, der ganz und gar dem Tode zugewandt ist (der hier als die offensichtlichste Absurdität verstanden wird), sich losgelöst von allem, was nicht zu dieser leidenschaftlichen Aufmerksamkeit gehört, die sich in ihm kristallisiert. Er genießt eine Freiheit im Hinblick auf die allgemein anerkannten Gebote. Man sieht hier, daß die von der Existenzphilosophie abgeleiteten Sätze durchaus ihre Gültigkeit behalten. Die Rückkehr zum Bewußtsein, die Flucht aus dem täglichen Schlaf stellen die ersten Schritte der absurden Freiheit dar. Damit aber wird auf die existentielle *Predigt* abgezielt und mit ihr auf den geistigen Sprung, der im Grunde dem Be-

wußtsein entschlüpft. Ebenso (das ist mein zweiter Vergleich) gehörten die Sklaven der Antike nicht sich selbst. Aber sie kannten die Freiheit, die darin besteht, sich nicht verantwortlich zu fühlen¹⁴.

Auch der Tod hat Patrizierhände, die vernichten und doch befreien. Sich in diese grundlose Gewißheit stürzen, sich von nun an dem eigenen Leben gegenüber recht fremd fühlen, um es größer werden zu lassen und ohne die Kurzsichtigkeit eines Verliebten zu durchmessen – darin liegt das Prinzip einer Befreiung. Diese neue Unabhängigkeit ist zeitlich begrenzt wie jede Handlungsfreiheit. Sie stellt keinen Wechsel auf die Ewigkeit aus. Aber sie ersetzt die Illusionen der *Freiheit*, die alle vor dem Tode haltmachen. Die göttliche Verfügungsmacht des zum Tode Verurteilten, vor dem sich einmal im frühesten Morgenlicht die Gefängnistore öffnen, diese unglaubliche Interesselosigkeit allem gegenüber, außer der reinen Flamme des Lebens – ,man spürt es genau: der Tod und das Absurde sind hier die Prinzipien der einzig vernünftigen Freiheit, jener Freiheit, deren Wirklichkeit ein menschl-

¹⁴ Es handelt sich hier um einen sachlichen Vergleich, nicht um eine Apologie der Demut. Der absurde Mensch ist das Gegenteil von einem versöhnten Menschen.

ches Herz erfahren kann. Das ist eine zweite Schlußfolgerung. Der absurde Mensch ahnt so ein glühendheißes und eiskaltes, durchsichtiges und begrenztes Universum, in dem nichts möglich, aber alles gegeben ist und jenseits dessen der Zusammenbruch und das Nichts liegen. Nun kann er sich dazu entschließen, das Leben in einem solchen Universum anzuerkennen und aus ihm seine Kraft zu gewinnen, seinen Verzicht auf Hoffnung und die eigensinnige Bekundung eines Lebens ohne Trost.

Quantität statt Qualität

Was aber bedeutet das Leben in einem solchen Universum? Nichts anderes zunächst als die Gleichgültigkeit der Zukunft gegenüber und das leidenschaftliche Verlangen, alles Gegebene auszuschöpfen. Der Glaube an den Sinn des Lebens setzt immer eine Wertskala voraus, eine Wahl, unsere Vorlieben. Der Glaube an das Absurde lehrt nach unseren Definitionen das Gegenteil. Es lohnt, dabei zu verweilen.

Mich interessiert nur, ob man unwiderruflich leben kann. Ich will diese Ebene nicht verlassen. Kann ich mich mit dem Gesicht des Lebens, so wie es mir gegeben ist, abfinden? Nun – angesichts dieser besonderen Sorge will der Glaube an das

Absurde wieder die Qualität der Erfahrungen durch deren Quantität ersetzen. Wenn ich mich davon überzeuge, daß das Leben einzig das Gesicht des Absurden hat, wenn ich erfahre, daß sein ganzes Gleichgewicht auf diesem ewigen Gegensatz zwischen meiner bewußten Auflehnung und der Dunkelheit beruht, in der diese sich abspielt, wenn ich zugebe, daß meine Freiheit nur in ihrer Beziehung auf ihre schicksalhafte Begrenzung sinnvoll ist – dann muß ich sagen, daß es nicht gilt, so gut wie möglich, sondern so lange wie möglich zu leben. Ich brauche mich nicht zu fragen, ob das gewöhnlich oder widerwärtig, fein oder bedauerlich ist. Ein für alle Male: die Werturteile sind hier zugunsten der sachlichen Urteile beseitigt. Ich darf nur von dem aus schließen, was ich sehen kann, und ich darf nichts riskieren, was eine Hypothese ist. Angenommen, es wäre nicht anständig, so zu leben, dann würde die wahre Anständigkeit mir gebieten, unanständig zu sein.

Möglichst lange leben: im weiteren Sinne bedeutet diese Lebensregel nichts. Man muß sie präzisieren. Zunächst hat es den Anschein, als hätten wir diesen Quantitätsbegriff nicht genügend ergründet. Er kann nämlich über sehr viele menschliche Erfahrungen Rechenschaft ablegen. Die Moral eines Menschen, seine Wertskala, hat nur einen Sinn durch

die Quantität und durch die Mannigfaltigkeit der Erfahrungen die er hat sammeln können. Nun drängen aber die modernen Lebensbedingungen den meisten Menschen dieselbe Quantität von Erfahrungen auf, mithin die gleiche tiefe Erfahrung. Gewiß, man muß auch den spontanen Beitrag des Individuums berücksichtigen, das, was ihm <gegeben> ist. Aber darüber kann ich nicht urteilen, und – ich betone es noch einmal – mein Gebot hier lautet: mit dem auszukommen, was unmittelbar evident ist. Ich sehe also, daß der eigentümliche Charakter einer allgemeingültigen Moral weniger auf der idealen Bedeutung der Prinzipien beruht, die sie beleben, als auf der Norm einer meßbaren Erfahrung. Wenn ich die Dinge ein wenig zurechtbiege, hatten die Griechen ihre Mußestunden-Moral, wie wir unsere Achtstundentag-Moral haben. Aber viele Menschen, und darunter die tragischsten, lassen uns bereits ahnen, daß eine längere Erfahrung diese Wertskala verändert. Sie vermitteln uns die Vorstellung dieses alltäglichen Abenteurers, der einfach durch die Quantität der Erfahrungen alle Rekorde schlagen (ich gebrauche absichtlich diesen Sportausdruck) und so eine eigene Moral gewinnen würde¹⁵. Lassen wir jedoch die Romantik beiseite und fragen

¹⁵ Quantität bedeutet manchmal Qualität. Wenn ich den letzten Errungen-

wir danach, was diese Haltung für einen Menschen bedeuten kann, der entschlossen ist, die Wette anzunehmen und streng zu beachten, was er für die Spielregel hält.

Alle Rekorde schlagen heißt: zuallererst und einzig und allein der Welt so oft wie möglich ins Auge sehen. Wie ist das ohne Widersprüche und ohne Wortspiele möglich? Denn das Absurde lehrt einerseits, daß alle Erfahrungen gleichgültig sind, andererseits treibt es zur größten Quantität von Erfahrungen. Wie sollte man sich da nicht wie so viele Menschen verhalten, von denen ich weiter oben sprach, die Lebensform wählen, die möglichst viel von diesem menschlichen Stoff beibringt, und dadurch eine Wertskala einführen, die man andererseits angeblich verwirft?

Aber es ist wieder das Absurde und sein widerspruchsvolles Leben, das uns belehrt. Der Irrtum besteht nämlich in der Meinung, daß die Quantität der Erfahrungen von unseren Lebensumständen abhinge; sie hängt nur von uns selber ab.

schaften der wissenschaftlichen Theorie glauben darf, besteht jede Materie aus Energiezentren. Deren mehr oder minder große Quantität bestimmt ihre mehr oder minder spezifische Eigenart. Eine Milliarde Ionen und ein Ion unterscheiden sich nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch die Qualität. Die Analogie auf dem Gebiete menschlicher Erfahrung ist leicht zu finden.

Wir müssen hier vereinfachen. Zwei Menschen, die die gleiche Anzahl von Jahren leben, liefert die Welt stets auch die gleiche Menge von Erfahrungen. Wir müssen uns ihrer nur bewußt werden. Sein Leben, seine Auflehnung und seine Freiheit so stark wie möglich empfinden – das heißt: so intensiv wie möglich leben. Wo die Klarheit regiert, wird die Wertskala nutzlos. Seien wir noch einfacher. Sagen wir: das einzige Hindernis, der einzige <Mangel an Gewinn> liegt im vorzeitigen Tod. Das hier entworfene Universum lebt nur vom Gegensatz zur konstanten Ausnahme, dem Tode. Keine Tiefe, keine Erregung, keine Leidenschaft und kein Opfer könnten demnach in den Augen des absurden Menschen (selbst wenn er es wünschte) ein bewußtes Leben von vierzig Jahren und eine sechzig Jahre währende Klarheit einander gleichwertig machen¹⁶. Die Narrheit und der Tod sind seine unheilbaren Übel. Der Mensch hat nicht die Wahl. Das Absurde und der Zuwachs an Leben, den es mit sich bringt, *hängen also nicht*

¹⁶ Dieselbe Überlegung über einen andersgearteten Begriff: die Idee des Nichts. Sie fügt dem Realen nichts hinzu, nimmt ihm aber auch nichts weg. In der psychologischen Erfahrung des Nichts erhält unser eigenes Nichts seinen wahren Sinn bei der Betrachtung dessen, was in zweitausend Jahren geschehen wird. Unter einem seiner Aspekte besteht das Nichts genau aus der Summe der künftigen Leben, die nicht die unsrigen sein werden.

vom Willen des Menschen ab, sondern von seinem Gegenteil, vom Tode¹⁷. Wenn ich die Worte richtig wäge, ist alles einzig und allein eine Sache des Glücks. Damit muß man sich abzufinden wissen. Zwanzig Jahre Leben und Erfahrung lassen sich nie mehr ersetzen.

Dank einer Inkonsequenz, die bei einem so gewitzten Volk merkwürdig ist, meinten die Griechen, daß Menschen, die in jugendlichem Alter sterben, Lieblinge der Götter wären. Das stimmt nur, wenn man sich damit abfinden kann, daß der Eintritt in die lächerliche Welt der Götter zugleich den endgültigen Verlust der reinsten Freude bedeutet: nämlich zu fühlen, und zwar auf dieser Erde zu fühlen. Das Gegenwärtige und die Abfolge von Gegenwärtigkeiten vor einer unaufhörlich bewußten Seele sind das Ideal des absurden Menschen. Aber das Wort <Ideal> hat hier einen falschen Klang. Es steht nicht in seiner Urbedeutung, sondern nur als dritte Schlußfolgerung aus einer Überlegung. Nachdem das Nachdenken über das Absurde von einem angstvollen Bewußtsein des Unmenschlichen ausgegangen war, kehrt es am Ende

¹⁷ Der Wille ist hier nur der Bevollmächtigte: er sucht das Bewußtsein aufrechtzuerhalten. Er liefert, was nicht zu unterschätzen ist, eine Lebensdisziplin.

seines Weges wieder zum innersten Bereich des leidenschaftlichen Feuers menschlicher Auflehnung zurück¹⁸.

Drei Schlußfolgerungen

So leite ich vom Absurden drei Schlußfolgerungen ab: meine Auflehnung, meine Freiheit und meine Leidenschaft. Durch das bloße Spiel des Bewußtseins verwandle ich in eine Lebensregel, was eine Aufforderung zum Tode war – und ich lehne den Selbstmord ab. Ich kenne zweifellos die dumpfe Resonanz, die heutzutage üblich ist. Aber ich sage mir das eine: sie ist notwendig. Wenn NIETZSCHE sagt: <Es scheint klar zu sein: die Hauptsache im Himmel und auf der Erde ist, lange und in derselben Richtung zu *gehören*. Auf die Dauer

¹⁸ Wichtig ist der Zusammenhang. Wir gehen hier von einem Einverständnis mit der Welt aus. Aber das östliche Denken lehrt, daß man sich derselben logischen Anstrengung widmen kann, indem man sich *gegen* die Welt entscheidet. Das ist auch berechtigt und gibt diesem Essay seine Perspektive und seine Grenzen. Wenn aber die Verneinung der Welt mit derselben Strenge geübt wird, gelangt man (in gewissen indischen Schulen) oft zu ähnlichen Ergebnissen, beispielsweise hinsichtlich der Gleichgültigkeit der Werke. In einem sehr bedeutenden Budie <Die Wahl> begründet JEAN GRENIER auf diese Weise eine wahre <Philosophie der Gleichgültigkeit>.

entsteht daraus etwas, das die Mühe des Lebens lohnt, beispielsweise Tugend, Kunst, Musik, Tanz, Vernunft, Geist, etwas Umbildendes, etwas Erhabenes, Närrisches oder Göttliches>, dann erläutert er damit die Regel einer anspruchsvollen Moral. Aber er zeigt auch den Weg des absurden Menschen. Der Flamme gehorchen ist zugleich das Leichteste und das Schwierigste, was es gibt. Es ist jedoch gut, daß der Mensch zuweilen sich selber richtet. Er allein ist imstande, es zu tun.

<Das Gebet>, sagt ALANUS AB INSULIS¹⁹, <stellt sich ein, wenn die Nacht das Denken überkommt.> – <Es ist aber notwendig, daß der Geist der Nacht begegne>, antworten die Mystiker und die Existentialisten. Gewiß, aber nicht dieser Nacht, die bei geschlossenen Augen und allein durch den Willen des Menschen entsteht – einer trüben und völlig dunklen Nacht, die der Geist hervorbringt, um sich darin zu verlieren. Wenn er einer Nacht begegnen muß, dann möge es lieber die Nacht der Verzweiflung sein, die hell bleibt, Polarnacht, Nachtwache des Geistes, aus der sich vielleicht die helle und unberührte Klarheit erhebt, in der sich jeder Gegenstand im Lichte der Vernunft abzeichnet. Auf dieser Stufe

¹⁹ Französischer Scholastiker. Anm. d. Ü.

begegnet die Gleichwertigkeit dem leidenschaftlichen Begriffsvermögen. Da handelt es sich gar nicht mehr darum, den existentiellen Sprung zu verurteilen. Er erhält auf dem jahrhundertealten Fresko menschlicher Haltungen wieder seinen Platz. Wenn der Zuschauer bewußt ist, ist für ihn dieser Sprung immer noch absurd. Im selben Maße, wie er das Paradox aufzulösen glaubt, stellt er es völlig wieder her. In dieser Hinsicht ist er erregend. Da rückt alles wieder an seinen Platz, und die absurde Welt ersteht wieder in ihrem Glanz und in ihrer Mannigfaltigkeit.

Aber es ist nicht gut, sich bei einer einzigen Sehweise aufzuhalten, und es ist schwer, sich mit ihr zu begnügen, sich vielleicht des Widerspruchs der subtilsten aller geistigen Kräfte zu berauben. Bisher wurde nur eine Denkweise dargestellt. Es gilt aber zu leben.

II. DER ABSURDE MENSCH

<Wenn *Stawrogin* glaubt, dann glaubt er nicht, daß er glaubt. Wenn er nicht glaubt, dann glaubt er nicht, daß er nicht glaubt> DOSTOJEWSKIJ, *Die Dämonen*

Was ist Ewigkeit?

<Mein Acker>, sagt GOETHE, <ist die Zeit.> Das ist wahrhaft das absurde Losungswort. Wer aber ist der absurde Mensch wirklich? Derjenige, der das Ewige nicht leugnet und doch nichts dafür tut. Nicht, daß das Heimweh ihm fremd wäre. Aber er zieht ihm seinen Mut und seine Urteilskraft vor. Ersterer lehrt ihn, ohne Widerruf zu leben und sich mit dem zu begnügen, was er hat; letztere unterrichtet ihn über seine Grenzen. Seiner Freiheit auf Zeit ebenso sicher wie seiner aussichtslosen Auflehnung und seines vergänglichen Bewußtseins, geht er seinem Abenteuer in der Zeit seines Lebens nach. Dort liegt sein Acker, dort seine Tatkraft, die er jeglicher Beurteilung entzieht – nur seiner eigenen nicht. Ein län-

geres Leben bedeutet für ihn kein zweites Leben. Das wäre unanständig. Ich spreche hier gar nicht von jener lächerlichen Ewigkeit, die wir Nachwelt nennen. Madame ROLAND überantwortete sich ihr. Diese Torheit bekam ihre Lektion. Die Nachwelt führt gern ihren Ausspruch an, vergißt aber, sich ein Urteil darüber zu bilden. Madame ROLAND²⁰ ist der Nachwelt gleichgültig.

Es kann sich nicht um eine Erörterung der Moral handeln. Ich habe Leute gesehen, die mit großem moralischem Aufwand Böses taten, und ich stelle täglich fest, daß die Anständigkeit keiner Gebote bedarf. Der absurde Mensch kann nur eine Moral gelten lassen – die Moral, die sich von Gott nicht unterscheidet: die man sich vorschreiben läßt. Aber er lebt ja gerade außerhalb dieses Gottes. Für die anderen (auch für den Immoralismus) sieht der absurde Mensch hier nur Rechtfertigungen, und er hat nichts zu rechtfertigen. Ich gehe hier vom Prinzip seiner Unschuld aus.

²⁰ MANON ROLAND DE LA PLATIÈRE (1754 – 1793) unterhielt in Paris einen einflußreichen politischen Salon und endete auf dem Schafott mit dem Ausspruch: <0 Freiheit – was für Verbrechen werden in deinem Namen begangen!> Anm. d. Ü.

Diese Unschuld ist fürchterlich. <Alles ist erlaubt>, schreit *Iwan Karamasow*. Auch das schmeckt nach Absurdität. Sofern es nicht im gewöhnlichen Sinne verstanden wird. Ich weiß nicht, ob es richtig verstanden wurde: nicht um einen Schrei der Erlösung und der Freude handelt es sich, sondern um eine bittere Feststellung. Die Gewißheit eines Gottes, der dem Leben seinen Sinn gäbe, ist viel verlockender als die Macht, ungestraft Böses zu tun. Die Wahl wäre nicht schwer. Aber es gibt keine Wahl, und da beginnt die Bitternis. Das Absurde befreit nicht, es bindet. Es rechtfertigt nicht alle Handlungen. Alles ist erlaubt – das bedeutet nicht, daß nichts verboten wäre. Das Absurde gibt nur den Folgen dieser Handlungen ihre Gleichwertigkeit. Es empfiehlt nicht das Verbrechen – das wäre kindisch, aber es gibt dem Gewissen seine Nutzlosigkeit wieder. Ebenso ist, wenn alle Erfahrungen gleichgültig sind, die der Pflicht doch genauso berechtigt wie jede andere. Man kann auch aus Laune tugendhaft sein.

Jedwede Moral beruht auf der Vorstellung, daß eine Tat Folgen hat, die sie rechtfertigen oder entwerten. Ein Geist, der vom Absurden durchdrungen ist, meint nur, daß diese Folgen mit heiterer Ruhe betrachtet werden müssen. Er ist bereit zu zahlen. Anders ausgedrückt: wenn es für ihn Verantwortliche geben kann, dann gibt es keine Schuldigen.

Höchstens wird er damit einverstanden sein, die frühere Erfahrung zur Begründung seiner künftigen Taten zu benutzen. Die Zeit wird die Zeit hervorbringen, und das Leben wird dem Leben dienen. Auf diesem begrenzten und gleichzeitig von Möglichkeiten strotzenden Felde kommt ihm alles in seinem Ich unberechenbar vor – außer seiner Klarheit. Welche Regel könnte sich also von dieser unvernünftigen Ordnung herleiten? Die einzige Wahrheit, die ihm lehrreich erscheinen kann, ist nicht formulierbar: sie entzündet sich und entwickelt sich in den Menschen. Also kann der absurde Geist am Ende seiner Überlegung nicht ethische Regeln suchen, sondern Erklärungen und den Atem menschlichen Lebens. Die wenigen Bilder, die im folgenden gegeben werden, sind von dieser Art. Sie folgen der absurden Überlegung und geben ihr ihre Haltung und ihre eigene Wärme.

Muß ich besonders darlegen, daß ein Beispiel nicht zwangsläufig ein nachahmenswertes Beispiel ist (um so weniger, wenn es in der absurden Welt möglich ist) und daß diese Erläuterungen nicht als Muster zu nehmen sind? Abgesehen davon, daß es hierzu der Berufung bedarf, macht man sich lächerlich, wenn man – ohne daß ich die rechten Maßstäbe außer acht lassen möchte – von ROUSSEAU die Notwendigkeit ableitet, auf allen Vieren zu gehen, und von NIETZSCHE das

Recht, seine Mutter zu mißhandeln. <Wir müssen absurd sein>, schreibt ein moderner Autor, <wir dürfen nicht töricht sein.> Die Verhaltensweisen, von denen die Rede sein wird, können nur bei Betrachtung der entgegengesetzten Haltungen ihren vollen Sinn bekommen. Ein Postbeamter gleicht einem Eroberer, wenn beide das gleiche Bewußtsein haben. In dieser Hinsicht sind alle Erfahrungen indifferent. Manche dienen dem Menschen, manche schaden ihm. Sie dienen ihm, wenn er bewußt ist. Andernfalls sind sie unwichtig: die Niederlagen eines Menschen verurteilen nicht die Verhältnisse, sondern ihn selber.

Ich wähle nur Menschen, die bloß darauf aus sind, sich auszuschöpfen oder von denen mir – statt ihnen selber – bewußt ist, daß sie sich ausschöpfen. Das führt nicht zu weit. Ich will zunächst nur von einer Welt reden, in der das Denken und das Leben jeder Zukunft beraubt sind. Alles, was den Menschen zu Arbeit und Tätigkeit anhält, nützt die Hoffnung aus. Das einzige Denken, das keine Lüge ist, ist demnach ein steriles Denken. In der absurden Welt mißt sich der Wert eines Begriffs oder eines Lebens an seiner Unergiebigkeit.

DER DON-JUANISMUS

Die <Wiederholung> in der Liebe

Genügte es einfach zu lieben, dann wären die Dinge zu simpel. Je mehr man liebt, um so mehr festigt sich das Absurde. Nicht aus Mangel an Liebe geht *Don Juan* von Frau zu Frau. Es ist lächerlich, ihn als einen Trunkenen auf der Suche nach der allumfassenden Liebe darzustellen. Aber weil er alle gleich stürmisch und jedesmal mit Einsatz seiner ganzen Person liebt, muß er diese Gabe und diese Vertiefung wiederholen. Daher hofft jede ihm zu geben, was ihm bis dahin keine gegeben hat. Sie alle täuschen sich jedesmal völlig, und es gelingt ihnen nur, ihn die Notwendigkeit dieser Wiederholung empfinden zu lassen. <Endlich>, ruft eine, <habe ich dir die Liebe geschenkt!> ist es verwunderlich, wenn *Don Juan* darüber lacht: <Endlich? Nein, nur einmal mehr!> Warum sollte man selten lieben, um stark zu lieben?

Ist Don Juan traurig? Das ist nicht wahrscheinlich. Ich brauche, an die]Fabel kaum zu erinnern. Dieses Lachen, die sieghafte Frechheit, das Sprunghafte und die Freude am Theatralischen – alles das ist hell und fröhlich. Jedes gesunde Wesen ist darauf aus, sich zu vermehren. So auch *Don Juan*. Darüber hinaus aber haben die Traurigen zwei Gründe für ihre Trauer: sie leben in Unwissenheit, oder sie hoffen. *Don*

Juan weiß, und er hofft nicht. Er erinnert an jene Artisten, die die Grenzen ihrer Möglichkeiten kennen, sie nie überschreiten und in diesem unsicheren Spielraum, auf den ihr Geist sich einstellt, über alle wunderbare, meisterliche Leichtigkeit verfügen. Und eben das kennzeichnet das Genie: die Klugheit, die ihre Grenzen kennt. Bis zur Grenze des physischen Todes weiß *Don Juan* nichts von der Traurigkeit. Sobald er weiß, erschallt sein Gelächter und entschuldigt alles. Er war traurig, solange er hoffte. Jetzt findet er auf den Lippen dieser Frau den bitteren und stärkenden Geschmack des einzigartigen Wissens. Bitter? Kaum: es ist diese notwendige Unvollkommenheit, die das Glück spürbar macht!

Es wäre eine große Torheit, wollte man in *Don Juan* einen Menschen sehen, dessen geistige Nahrung aus dem *Prediger Salomonis* stammte. Denn nichts ist für ihn so eitel wie die Hoffnung auf ein anderes Leben. Er beweist das, da er sie gegen den Himmel selber ausspielt. Das Bedauern darüber, im Genuß die Sehnsucht verloren zu haben – dieser Gemeinplatz der Ohnmacht liegt ihm fern. Der gilt wohl für *Faust*, der stark genug an Gott glaubt, um sich dem Teufel zu verschreiben. Bei *Don Juan* liegt die Sache einfacher. Der *Burla-*

dor MOLINAS²¹ antwortet auf alle Drohungen der Hölle: <Oh, daß du mir eine lange Frist gewährtest!> Was nach dem Tode kommt, ist belanglos – und wie lang ist die Reihe der Tage für den, der zu leben weiß! *Faust* begehrte die Güter dieser Welt: der Unglückliche brauchte nur die Hand auszustrecken. Es hieße schon seine Seele verkaufen, wenn man sie nicht zu erfreuen wüßte. *Don Juan* dagegen lenkt den Überdruß. Wenn er eine Frau verläßt, so tut er das absolut nicht, weil er sie nicht mehr begehrt. Eine schöne Frau ist immer begehrenswert. Aber er begehrt eine andere, und das ist – wahrlich! – nicht dasselbe.

Dieses Leben füllt ihn ganz aus, und das Schlimmste wäre, es zu verlieren. Dieser Narr ist ein großer Weiser. Die Menschen aber, die von der Hoffnung leben, richten sich schlecht ein in dieser Welt, in der die Güte der Freigebigkeit weicht, die Zärtlichkeit dem männlichen Schweigen, die Gemeinschaft dem einsamen Mut. Und dann sagen alle: <Er war ein Schwächling, ein Idealist oder ein Heiliger.> Eine beleidigende Größe muß man wohl herabsetzen.

²¹ <El burlador de Sevilla> (1630) von TIRSO DE MOLINA, Urbild der Don Juan-Dichtungen. (Anm. d. Red.)

Man entrüste sich, soviel man will (oder mit diesem Komplizen-Lächeln, das den Gegenstand seiner Bewunderung herabsetzt) über die Reden *Don Juans* und über diese ewig gleiche Phrase, deren er sich bei allen Frauen bedient. Aber für den, der die Quantität der Freuden sucht, zählt allein die Wirkung. Sollte er bewährte Paßworte komplizieren? Niemand, weder Frau noch Mann, hören auf sie; viel stärker vernehmen sie die Stimme, die sie ausspricht. Sie sind die Regel, sind Konvention, und Höflichkeit. Man sagt sie, danach bleibt das Wichtigste noch zu tun. *Don Juan* bereitet sich schon darauf vor. Warum sollte er sich ein moralisches Problem stellen? Er verurteilt sich nicht wie MILOCZ' *Mañara*²², weil ein Heiliger sein möchte. Die Hölle ist für ihn etwas, das man herausfordert. Für den göttlichen Zorn kennt er nur eine Antwort: die männliche Ehre. <Ich habe Ehre im Leib>, sagte er zum *Komtur*, <und ich halte mein Wort, weil ich ein Edelmann bin.> Aber ebenso groß wäre der Irrtum, wollte man aus ihm einen Immoralisten machen. Er ist in dieser Hinsicht <wie jedermann>: er hat die Moral von Sympathie und Antipathie. Man versteht *Don Juan* nur dann richtig, wenn man

²² <*Miguel Mañara*>, Mysterienspiel des 1939 gestorbenen französischen, Dichters DE LUBICZ-MILOCZ über den *Don Juan*-Stoff. (Anm. d. Red.)

sich auf das bezieht, was er gemeinhin symbolisiert: den gewöhnlichen Verführer und Weiberhelden. Er ist ein gewöhnlicher Verführer²³. Nur daß er bewußt und infolgedessen absurd ist. Ein hellsehtig gewordener Verführer wird sich nicht sosehr ändern. Verführen ist sein Element. Nur in den Romanen ändert man seine Haltung, oder man wird besser. Man kann jedoch behaupten, daß nichts geändert und gleichzeitig alles verwandelt ist. Was *Don Juan* in Tätigkeit versetzt, ist eine Ethik der Quantität – im Gegensatz zum Heiligen, der zur Qualität neigt. An den tiefen Sinn der Dinge nicht glauben – das ist die Eigentümlichkeit des absurden Menschen. Er überprüft rasch diese warmen oder erstaunten Gesichter, bringt sie in die Scheuer und eilt ohne Aufenthalt weiter. Die Zeit geht mit ihm. Der absurde Mensch trennt sich nicht von der Zeit. *Don Juan* denkt nicht daran, die Frauen zu <sammeln>. Er verbraucht viele und damit auch seine Lebens-Chancen. Sammeln heißt: von seiner Vergangenheit leben können. Er aber weist das Bedauern zurück, diese andere Form der Hoffnung. Er kann nicht Bildnisse betrachten.

²³ Im wahrsten Sinne des Wortes und mit seinen Fehlern. Eine gesunde Haltung schließt *auch* Fehler in sich.

Ist er deswegen egoistisch? Auf seine Art zweifellos. Aber darüber müssen wir uns noch verständigen. Die einen sind fürs Leben geschaffen, die anderen fürs Lieben. *Don Juan* wenigstens würde das gern behaupten. Aber das hieße einen Seitenweg wählen. Denn die Liebe, von der hier gesprochen wird, ist vor den Illusionen des Ewigen geschützt. Alle Kenner dieser Leidenschaft lehren uns das. Ewige Liebe ist stets widerspruchsvoll. Es gibt auch kaum Leidenschaft ohne Kampf. Eine solche Liebe findet ihr Ende nur im letzten Widerspruch, dem Tod. Man muß *Werther* sein oder nichts. Auch da gibt es noch mehrere Arten, Selbstmord zu begehen; eine davon ist die völlige Hingabe und Selbstaufgabe. *Don Juan* weiß wie jeder andere, daß das erregend sein kann. Er weiß aber auch fast als einziger, daß das nicht die Hauptsache ist. Er weiß es sehr gut, daß diejenigen, die eine große Liebe von all ihrem persönlichen Leben ablenkt, möglicherweise reicher werden, daß aber diejenigen, die ihre Liebe auserwählt hat, ebenso gewiß ärmer werden. Eine Mutter, eine leidenschaftliche Frau haben notwendigerweise ein nüchternes Herz, denn es ist von der Welt abgewandt. Ein einziges Gefühl, ein einziges Wesen, ein einziges Gesicht – aber alles wird verschlungen. Eine andere Liebe erschüttert *Don Juan*, und die macht frei. Sie bringt alle Gesichter der Welt mit sich, und ihr Schauder

kommt aus dem Wissen, daß sie vergänglich ist. *Don Juan* hat gewählt, nichts zu sein.

Für ihn handelt es sich darum, klarzusehen. Liebe nennen wir das, was uns an bestimmte Wesen bindet, nur in bezug auf eine kollektive Sehweise, für die die Bücher und die Märchen verantwortlich sind. Ich verstehe indessen unter Liebe nur die Mischung von Verlangen, Zärtlichkeit und Klugheit, die mich an irgendein Wesen bindet. Diese Zusammensetzung ist nicht bei jedem gleich. Ich habe nicht das Recht, alle diese Erfahrungen mit demselben Namen zu belegen. Das entbindet davon, sie aus denselben Heldenliedern abzuleiten. Der absurde Mensch vervielfacht auch hier, was er nicht vereinfachen kann. So hat er eine neue Art des Seins entdeckt, die ihn mindestens ebenso befreit, wie sie diejenigen befreit, die sich ihm nähern. Großmütig ist die Liebe nur, wenn sie sich zugleich vergänglich und einzigartig weiß. Alle diese Tode und alle diese Wiedergeburten sind für *Don Juan* die Ernte seines Lebens. Darin besteht seine Art, zu geben und leben zu spenden. *Ich* stelle anheim, ob man da von Egoismus reden kann.

Strafe für Don Juan?

Ich denke hier an alle, die *Don Juan* durchaus bestraft wissen wollen, nicht erst in einem anderen Leben, sondern noch in diesem. Ich denke an alle Erzählungen, Legenden und an das Gelächter über den alten *Don Juan*. Aber *Don Juan* ist schon darauf gefaßt. Für einen bewußten Menschen sind das Alter und die Dinge, die es ankündigt, keine Überraschungen. Er ist nur genau in dem Maße bewußt, wie er sich das, was daran schrecklich ist, nicht verschleiert. In Athen gab es einen Tempel, der dem Alter geweiht war. Dorthin wurden die Kinder geführt. Bei *Don Juan* ist es so: je mehr man über ihn lacht, um so deutlicher verrät sich seine Gestalt. Damit wehrt er sich gegen die Gestalt, die die Romantiker ihm geben. Über diesen gemarterten und bejammernswerten *Don Juan* will keiner lachen. Man bedauert ihn. Der Himmel selber wird ihn entschädigen? Aber das ist es nicht. In dem Universum, das *Don Juan* ahnt, ist *auch* der Lächerliche mitenthalten. Er fände es nur richtig, gezüchtigt zu werden. Die Spielregel verlangt das so. Und das ist ja gerade seine Großmut, daß er die ganze Spielregel angenommen hat. Er weiß aber, daß er recht hat und daß es sich nicht um Züchtigung handeln kann. Ein Schicksal ist keine Strafe.

Das ist sein Verbrechen, und wie verständlich ist es, daß die Anhänger der Ewigkeit seine Bestrafung fordern. Er er-

reicht ein illusionsloses Wissen, das alles leugnet, was sie bekennen. Lieben und Besitzen, Erobern und Ausschöpfen – das ist seine Art zu erkennen. (Dieses Lieblingswort der Heiligen Schrift, die unter <erkennen> den physischen Liebesakt versteht, hat schon einen Sinn.) Und durch das Ausmaß, in dem er sie ignoriert, ist er der schlimmste Feind jener Frommen.

Ein Chronist erzählt, der wahre <Burlador> sei von Franziskanern ermordet worden, weil sie <den Exzessen und der Ruchlosigkeit *Don Juans*, dem seine vornehme Geburt Straflosigkeit zusicherte, ein Ende machen wollten>. Sie verkündeten dann, der Himmel hätte ihn mit einem Blitz erschlagen. Niemand hat dieses merkwürdige Ende nachgeprüft. Niemand hat das Gegenteil bewiesen. Aber ohne mich zu fragen, ob es wahrscheinlich sei, kann ich behaupten, daß es logisch ist. Ich will mich hier nur an den Begriff <Geburt> halten und mit den Worten spielen: das Leben selber sicherte seine Unschuld. Nur vom Tode her hat er eine jetzt legendäre Schuld bekommen.

Was anderes bedeutet jener steinerne Gast, diese kalte Statue, die da in Gang gesetzt wird, um das Blut und den Mut zu rächen, die zu denken wagten? Alle Mächte der ewigen Vernunft, der Ordnung, der allgemeinen Moral, die ganz selt-

same Größe eines dem Zorne zugänglichen Gottes vereinigen sich in ihm. Dieser gigantische und seelenlose Stein symbolisiert nur die Mächte, die *Don Juan* für immer gelegnet hat. Und da hört die Mission des *Komture* auf. Blitz und Donner können wieder in den fiktiven Himmel eingehen, aus dem man sie gerufen hat. Die wahre Tragödie spielt sich fern von ihnen ab. Nein, nicht von einer steinernen Hand ist *Don Juan* gestorben. Ich glaube gern an den legendären Hohn, an das unsinnige Gelächter des gesunden Mannes, der einen nicht existierenden Gott herausfordert. Aber ich glaube vor allem, daß der *Komtur* an jenem Abend, an dem *Don Juan* bei *Anna* wartete, nicht kam, und daß der Gottlose, als die Mitternacht vorüber war, die furchtbare Bitterkeit derer fühlen sollte, die recht hatten. Noch lieber akzeptiere ich die Erzählung seines Lebens, nach der er sich schließlich in ein Kloster vergräbt. Nicht, daß man die erbauliche Seite der Geschichte für wahrscheinlich halten könnte. Was für eine Zuflucht, Gott anzubeten? Dies stellt vielmehr den logischen Abschluß eines vom Absurden ganz und gar durchdrungenen Lebens symbolisch dar, die verwegene Auflösung einer Existenz, die ganz auf Freuden ohne ein Morgen eingestellt war. Der Genuß vollendet sich hier in der Askese. Man muß begreifen, daß das gleichsam die beiden Gesichter ein und dersel-

ben Not sein können. Was für ein schrecklicheres Bild könnte man sich wünschen: ein Mensch, den sein Körper verrät und der es versäumte, rechtzeitig zu sterben, vollendet die Komödie, indem er Aug in Auge mit dem Gott, an den er nicht glaubt, das Ende erwartet, ihm dient, wie er dem Leben gedient hat, kniend vor der Lehre und die Arme zu einem stummen Himmel ausgestreckt, der für ihn auch keine Tiefe hat.

Ich sehe *Don Juan* in einer Zelle jener spanischen Klöster, die einsam auf einer Höhe liegen. Und wenn er etwas anschaut, so sind es nicht die Phantome verflüchtigter Liebschaften, sondern vielleicht, durch einen glühenden Spalt, irgendeine schweigende Ebene Spaniens, die großartige und seelenlose Erde, in der er sich wiedererkennt. Ja, bei diesem melancholischen und strahlenden Bilde müssen wir verharren. Was zuletzt kommt, das Ende, erwartet, aber nie gewünscht, das endgültig Letzte ist verächtlich.

DIE KOMÖDIE

<Das Schauspiel>, sagt *Hamlet*, <sei die Schlinge, in der ich das Gewissen des Königs einfange.> Einfangen ist der richtige Ausdruck. Denn das Gewissen eilt rasch vorbei oder ver-

kriecht sich. Man muß es im Flug erhaschen, an der kaum wahrnehmbaren Stelle, an der es einen flüchtigen Blick auf sich selber wirft. Der Alltags-Mensch hält sich nicht gern auf. Im Gegenteil: ihn treibt alles zur Eile. Gleichzeitig aber interessiert ihn nichts mehr als seine eigene Person, vor allem das, was er sein könnte. Daher seine Vorliebe für das Theater, für das Schauspiel, wo ihm so viele Schicksale vorgeführt werden, deren Poesie er aufnimmt, ohne ihre Bitterkeit zu erleiden. Daran wenigstens erkennt man den unbewußten Menschen, der fortwährend irgendeiner Hoffnung nachläuft. Der absurde Mensch fängt da an, wo jener aufhört, wo der Geist das Spiel nicht mehr bewundert, sondern mitspielen will. Eindringen in all diese Leben, sie in ihrer Verschiedenartigkeit erforschen – das eigentlich heißt: sie spielen. Ich behaupte nicht, daß die Schauspieler im allgemeinen dieser Forderung gehorchen und absurde Menschen sind, wohl aber, daß ihr Schicksal ein absurdes Schicksal ist, das ein hellstichtiges Herz verführen und anziehen könnte. Dies muß festgestellt werden, damit das folgende richtig verstanden werden kann. Der Schauspieler herrscht im Vergänglichen. Von allem Ruhm ist bekanntlich der seine der flüchtigste. So heißt es wenigstens allgemein. Aber jeder Ruhm ist flüchtig. Vom Sirius aus gesehen werden GOETHEs Werke in zehntausend

Jahren Staub, wird sein Name vergessen sein. Ein paar Archäologen werden vielleicht nach <Zeugnissen> unserer Epoche suchen. Diese Vorstellung ist immer lehrreich gewesen. Denkt man recht über sie nach, so reduziert sie unsere Handlungen auf den tiefen Adel, der in der Gleichgültigkeit zu finden ist. Vor allem lenkt sie unsere Sorgen auf das Sicherste, das heißt auf das unmittelbar Naheliegende. Von allem Ruhm ist der am wenigstens trügerisch, der erlebt wird.

Der Schauspieler hat also den unzählbaren Ruhm gewählt, den Ruhm, der ständig bestätigt und erfahren wird. Aus der Tatsache, daß eines Tages alles sterben muß, zieht er den besten Schluß. Ein Schauspieler hat Erfolg oder nicht. Ein Schriftsteller behält eine kleine Hoffnung, auch wenn er verkannt wird. Er nimmt an, seine Werke werden bezeugen, was er war. Der Schauspieler wird uns bestenfalls eine Photographie hinterlassen, und nichts von dem, was er war, von seinen Gebärden und von seinen Pausen, von seinen Atemstößen und seinem zärtlichen Hauchen wird auf uns kommen. Unbekannt sein heißt für ihn: nicht spielen, und nicht spielen heißt für ihn: hundertmal mit all den Wesen sterben, die er beseelt oder auferweckt hätte.

Die Mission des Komödianten

Ist es erstaunlich, daß ein flüchtiger Ruhm auf die vergänglichen Schöpfungen der Kunst gegründet ist? Drei Stunden stehen dem Schauspieler zur Verfügung, um *Jago* oder *Alkestis*, *Phädra* oder *Glocester* zu sein. In dieser kurzen Spanne läßt er sie auf fünfzig Quadratmetern Bretterboden erstehen und sterben. Nie sonst ist das Absurde so treffend und so ausführlich dargestellt worden. Die wundersamen Lebensläufe, diese einzigartigen und vollständigen Schicksale, die in wenigen Stunden zwischen drei Wänden ansteigen und sich erfüllen – welcher gedrängte Abriß könnte uns mehr enthüllen? Abgetreten vom Schauplatz, ist *Sigismund* nichts mehr. Zwei Stunden später sieht man ihn in der Stadt speisen. Dann ist das Leben vielleicht ein Traum. Aber nach *Sigismund* kommt ein anderer. An die Stelle des Mannes, der nach Rache schreit, tritt der Held, der unter Ungewißheit leidet. Indem er so die Jahrhunderte und die Geister durchläuft und den Menschen spielt, so wie er sein kann und so wie er ist, begegnet der Schauspieler sich mit jener anderen absurden Figur: dem Reisenden. Wie jener schöpft er etwas aus, um unaufhaltsam weiterzueilen. Er ist der Reisende der Zeit und (das gilt für die besten) der Reisende der Seele. Wenn je die

Moral der Quantität Nahrung finden könnte, dann auf dieser sonderbaren Bühne. In welchem Maße der Schauspieler von seinen Rollen profitiert, ist schwer zu sagen. Das ist aber auch nicht so wichtig. Wir müssen nur wissen, an welchem Punkt er sich mit diesen einmaligen Leben identifiziert. Tatsächlich geschieht es, daß er sie mit sich herumträgt, daß sie leichtfüßig über die Zeit und den Raum hinausgehen, denen sie entstammen. Sie begleiten den Schauspieler, er trennt sich nicht mehr so leicht von dem, was er gewesen ist. Nimmt er sein Glas, so fällt er vielleicht in die Gebärde *Hamlets*, der seinen Becher hebt. Nein, der Abstand, der ihn von den Gestalten trennt, die er lebendig macht, ist nicht so groß. So verdeutlicht er reichlich, Tag für Tag und Monat für Monat, die fruchtbare Wahrheit, daß es zwischen dem, was ein Mensch sein will, und dem, was er tatsächlich ist, keine Grenze gibt. Wieweit der Schein das Sein ist, das beweist er, stets damit beschäftigt, es besser darzustellen. Denn das eben ist seine Kunst: vollkommen zu täuschen und so tief wie möglich in Leben, die nicht seine Leben sind, einzudringen. Am Ziel seiner Anstrengung wird seine Berufung deutlich: sich mit allen Kräften darum zu bemühen, nichts zu sein oder mehreres. je enger ihm die Grenzen gezogen sind, innerhalb derer er seine Figur erschaffen muß, um so. nötiger braucht

er seine Begabung. Er wird in drei Stunden mit dem Gesicht sterben, das heute sein Gesicht ist. In drei Stunden muß er ein außergewöhnliches Schicksal erleben und ausdrücken. Das heißt: er muß sich verlieren, um sich wiederzufinden. In diesen drei Stunden geht er den Weg ohne Ausflucht, für den der Mensch im Parkett sein ganzes Leben braucht, bis ans Ende.

Als Darsteller des Vergänglichen übt und vollendet der Schauspieler sich nur in der Welt des Sichtbaren. Es gehört zur Konvention des Theaters, daß das Herz sich nur durch die Gebärden und im Körperlichen verständlich macht - oder durch die Stimme, die gleichermaßen Körper und Seele ist. Nach dem Gesetz der Kunst wird alles vergrößert und in Fleisch und Blut übertragen. Müßte man auf der Bühne so lieben, wie man wirklich liebt, müßte man die unnachahmliche Stimme des Herzens verwenden und so schauen, wie man wirklich dreinschaut, dann bliebe unsere Sprache geheimnisvoll und unverständlich. Die Pausen müssen hier hörbar werden. Die Liebe steigert ihren Ton, und selbst die Bewegungslosigkeit wird ein Schauspiel. Der Körper ist König. <Theatralisch> ist nicht jeder, der es sein will, und dieses zu Unrecht in Verruf geratene Wort umschließt eine ganze Ästhetik und eine ganze Moral. Die Hälfte eines Menschenle-

bens geht in stillem Gewährenlassen dahin, im Wegblicken und Schweigen. Der Schauspieler dringt hier ein. Er löst den Bann dieser gefesselten Seele, und die Leidenschaften stürzen sich endlich auf die Bühne. Sie sprechen aus allen Gebärdensarten, sie leben nur, im Schrei. So komponiert der Schauspieler seine Gestalten für die Schau. Er zeichnet oder meißelt sie, er schleicht sich in ihre imaginäre Gestalt ein und leiht ihren Phantomen sein Blut. Selbstverständlich spreche ich nur vom großen Theater, das dem Schauspieler die Gelegenheit bietet, sein ganz physisches Schicksal zu erfüllen. Nehmen wir SHAKESPEARE. In diesem Theater führen von der ersten Bewegung an die Rasereien des Körpers den Reigen. Sie erklären alles. Ohne sie würde alles verfließen. *König Lear* würde nie dem Wahnsinn begegnen ohne die brutale Geste, mit der er *Cordelia* verbannt und *Edgar* verurteilt. Es ist richtig so, wenn diese Tragödie sich dann im Zeichen des Wahnsinns abspielt. Die Seelen sind den Dämonen und ihrem Reigen ausgeliefert. Nicht weniger als vier Narren – einer aus Beruf, einer aus Neigung, die beiden anderen aus Qual: vier verwirrte Körper, vier unaussprechliche Gesichter ein und desselben Zustandes.

Selbst die Ausdrucks-Skala des menschlichen Körpers genügt noch nicht. Die Maske und der Kothurn, die Schminke,

die das Gesicht verjüngt und in seinen wesentlichen Zügen sichtbar macht, das Kostüm, das übertreibt und diese ganz auf Sicherheit gerichtete Welt vereinfacht – alles dieses dient nur dem Auge. Durch ein absurdes Wunder vermittelt der Körper uns auch noch die Erkenntnis. Ich würde *Jago* nur ganz verstehen, wenn ich ihn spielte. Es nützt mir nichts, wenn ich ihn nur höre; ich erfasse ihn nur dann, wenn ich ihn sehe. Von der absurden Figur hat der Schauspieler infolgedessen die Monotonie, diese einzigartige, eigensinnige, zugleich fremdartige und vertraute Silhouette, die er all seinen Helden verleiht. Auch da wieder dient das große theatrale Kunstwerk dieser Eintönigkeit²⁴. In dieser Hinsicht widerspricht der Schauspieler sich selbst: er ist derselbe und doch so verschiedenartig und vereinigt in einem einzigen Leib so viele Seelen. Aber das ist der absurde Widerspruch an sich: dieses Individuum, das alles erfassen und alles ausleben möchte, dieser eitle Versuch, dieser ergebnislose Eigensinn. Was sich stets widerspricht, das eint sich trotzdem in ihm. Er

²⁴ Ich denke hier an MOLIERES <*Alceste*>. Alles ist so einfach, so offenkundig und so grob. *Alceste* gegen *Philinte*, *Célimène* gegen *Elisabeth*, das ganze Thema ist gegeben in der absurden Konsequenz eines bis zum Äußersten getriebenen Charakters, und der Vers selber, der <schlechte Vers>, ist wie die Monotonie des Charakters kaum skandiert.

steht an jener Stelle, an der Körper und Geist sich treffen und umschlingen, an der der Geist, seiner Niederlagen müde, zu seinem treuesten Bundesgenossen zurückkehrt. <Und gesegnet>, sagt *Hamlet*, <wes Blut und Urteil sich so gut vermischt, daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient, den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.>

Die Hölle wählen

Wie hätte die Kirche nicht dergleichen im Schauspieler verurteilen sollen? Sie verpönte in dieser Kunst die ketzerische Vervielfältigung der Seelen, das Schwelgen in Erregungen, den anstößigen Anspruch eines Geistes, der sich weigert, nur *ein* Schicksal zu leben und sich in sämtliche Ausschweifungen stürzt. Sie ächtete in den Schauspielern die Lust am Gegenwärtigen und diesen Triumph des *Proteus*, die die Verneinung alles dessen sind, was sie lehrt. Die Ewigkeit ist kein Scherz. Ist ein Geist unsinnig genug, ihr eine Komödie vorzuziehen, dann hat er sein Seelenheil verloren. Zwischen <überall> und <immer> gibt es kein Kompromiß. Daher könnte dieser so entwertete Beruf einen unermeßlichen geistigen Konflikt heraufbeschwören. <Wichtig ist nicht das ewige Leben>, sagt

NIETZSCHE, <sondern die ewige Lebendigkeit.> In dieser Wahl liegt tatsächlich das ganze Drama.

ADRIENNE LECOUVREUR²⁵ wollte auf ihrem Sterbebett beichten und das Abendmahl nehmen, aber sie weigerte sich, ihrem Beruf abzuschwören. Dadurch verlor sie die Wohltat der Beichte. Was bedeutet das denn tatsächlich, wenn nicht: für ihre tiefe Leidenschaft und gegen Gott Partei nehmen? Und diese Frau, die sich im Todeskampf unter Tränen weigerte zu verleugnen, was sie ihre Kunst nannte, bezeugte damit eine Größe, die sie vor der Rampe nie erreicht hatte. Das war ihre schönste Rolle, und sie war am schwersten durchzuhalten. Zwischen dem Himmel und einer zum Spott herausfordernden Treue wählen, sich selbst der Ewigkeit vorziehen oder sich in Gott versenken – in dieser, Tragödie unseres Jahrhunderts müssen wir uns behaupten.

Die Komödianten jener Zeit wußten, daß sie exkommuniziert waren. Diesen Beruf ergreifen hieß: die Hölle wählen. Und die Kirche erkannte in ihnen ihre schlimmsten Feinde. Einige Literaten entrüsten sich: <Was – MOLIÈRE konnte man

²⁵ Französische Schauspielerin (1692 – 1730) an der *Comédie Française*, Heldin in Stücken von CORNEILLE und RACINE, Freundin VOLTAIRES, Titelfigur eines Dramas von SCRIBE. (Anm. d. Red.)

den letzten Beistand versagen?> Es war aber richtig so, zumal bei ihm, der auf der Bühne starb und unter der Schminke ein Leben abschloß, das ganz und gar der Zerstreuung gewidmet war. Man beruft sich im Zusammenhang mit ihm auf das Genie, das alles entschuldige. Aber das Genie entschuldigt nichts, eben weil es sich dem versagt.

Der Schauspieler wußte also, welche Strafe ihm versprochen war. Aber welchen Sinn konnten derart vage Drohungen haben angesichts der letzten Züchtigung, die das Leben selber für ihn bereithielt? Gerade diese Strafe empfand er voraus, und er nahm sie ganz und gar an. Für den Schauspieler wie für den absurden Menschen ist ein vorzeitiger Tod irreparabel. Nichts kann all die Gesichter und Jahrhunderte aufwiegen, durch die er sonst hindurchgegangen wäre. Aber so oder so – man muß eben sterben. Denn der Schauspieler ist fraglos überall, aber die Zeit nimmt auch ihn mit und tut ihre Wirkung an ihm.

Man braucht nicht viel Einbildungskraft, um jetzt zu fühlen, was ein Schauspielerschicksal bedeutet. In der Zeit komponiert er seine Gestalten und zählte sie auf. In der Zeit lernt er sie auch beherrschen. Je mehr verschiedene Leben er gelebt hat, um so besser trennt er sich von ihnen. Es kommt die Zeit, da er auf der Bühne und in der Welt sterben

muß. Was er gelebt hat, steht ihm vor Augen. Er sieht klar. Er fühlt das Herzzerreißende und Unersetzliche dieses Abenteuers. Er weiß – und kann jetzt sterben. Es gibt Heime für alte Komödianten.

DIE EROBERUNG

<Nein>, sagte der Eroberer, <glaubt nicht, ich hätte der Tat zuliebe das Denken verlernen müssen. Im Gegenteil: ich kann, was ich glaube, durchaus definieren. Denn ich glaube es mit aller Kraft, und ich übersehe es mit einem klaren, sicheren Blick. Mißtraut denen, die da sagen: „Das weiß ich zu gut, um es ausdrücken zu können.“ Sie können es nämlich deshalb nicht, weil sie es nicht wissen oder weil sie aus Trägheit an der Oberfläche geblieben sind.

Ich habe nicht viele Ansichten. Am Ende eines Lebens wird der Mensch gewahr, daß er Jahre damit verbracht hat, sich einer einzigen Wahrheit zu versichern. Aber eine einzige Wahrheit – wenn sie evident ist – genügt, um ein Dasein zu führen. Ich jedenfalls habe entschieden, etwas über das Individuum auszusagen. Mit Härte muß man von ihm sprechen und, wenn nötig, mit der angemessenen Verachtung.

Ein Mensch ist mehr ein Mensch durch das, was er verschweigt, als durch das, was er sagt. Ich werde viel verschweigen. Aber ich glaube steif und fest, daß alle, die über das Individuum geurteilt haben, ihr Urteil mit viel weniger Erfahrung als ich begründet haben. Der Verstand, der rührige Verstand, hat vielleicht geahnt, was festzustellen wäre. Aber das Zeitalter, seine Trümmer und sein Blut überhäufen uns mit evidenten Tatsachen. Alten Völkern, selbst den jüngsten bis in unser Maschinenzeitalter hinein, war es möglich, die Tugenden der Gesellschaft und die des Individuums im Gleichgewicht zu halten, dem nachzugehen, was dem anderen dienlich war. Das war zunächst möglich dank einer hartnäckigen Verwirrung des menschlichen Herzens, nämlich dank der Meinung, die Lebewesen seien in die Welt gesetzt worden, um zu dienen oder um bedient zu werden. Es war ferner möglich, weil weder die Gesellschaft noch das Individuum ihre ganze Geschicklichkeit entwickelt hatten.

Ich habe es erlebt, daß kluge Menschen sich über die Meisterwerke der holländischen Maler wunderten, die während der blutigen flandrischen Kriege geschaffen wurden, und daß sie sich über die Predigten der schlesischen Mystiker erregten, die mitten in dem furchterlichen Dreißigjährigen Kriege entstanden. Die ewigen Werte schweben in ihren erstaunten

Augen über den weltlichen Wirren. Aber inzwischen ist die Zeit weitergegangen. Die Maler heute haben nicht mehr diese heitere Ruhe. Selbst wenn sie im Grunde den Mut haben, den der schöpferische Mensch braucht, ich meine: einen nüchternen Mut, dann nützt das nichts, denn jedermann, selbst der Heilige, ist heute mobilisiert. Gerade das habe ich vielleicht am tiefsten empfunden. Mit jeder Form, die in den Schützengräben umkommt, mit jedem Strich, jeder Metapher und jedem Gebet, das vom Stahl zermalmt wird, verliert das Ewige eine Partie. Da ich weiß, daß ich mich von meiner Zeit nicht trennen kann, bin ich entschlossen, mich mit ihr zu verbünden. Deshalb mache ich vom Individuum nicht soviel Aufhebens, weil es mir lächerlich und erniedrigt erscheint. Da ich weiß, daß es keine siegreichen Prozesse gibt, liebe ich die verlorenen Prozesse: sie fordern – in der Niederlage wie bei vorübergehenden Erfolgen – eine ganze Seele. Wer sich dem Schicksal dieser Welt verbunden fühlt, für den hat die Erschütterung der Zivilisationen etwas Beängstigendes. Ich habe diese Angst in demselben Augenblick zu der meinen gemacht, da ich mich mit der Welt eingelassen habe. Bei der Wahl zwischen der Geschichte und dem Ewigen habe ich die Geschichte gewählt, weil ich die Gewißheiten liebe. Ihrer

wenigstens bin ich sicher, und wie sollte ich diese Kraft, die mich vernichtet, leugnen?

Es kommt immer eine Zeit, in der man zwischen dem Zuschauen, und der Tat zu wählen hat. Das heißt: ein Mensch werden. Diese inneren Spannungen sind fürchterlich. Aber für ein stolzes Herz gibt es keinen Mittelweg. Es gibt Gott oder die Zeit, Kreuz oder Schwert. Entweder hat diese Welt einen höheren Sinn, der ihre Unruhe überdauert, oder allein diese Unruhe ist wahr. Man muß mit der Zeit leben und mit ihr sterben, oder man muß sich ihr entziehen um eines höheren Lebens willen. Ich weiß, daß man sich abfinden und daß man in der Zeit leben und an die Ewigkeit glauben kann. Das heißt: sich bescheiden. Ich aber sträube mich gegen die Beschränkung, ich will alles oder nichts. Wenn ich die Tat wähle, so glaubt nicht, daß die Kontemplation mir fremd wäre. Sie kann mir nur nicht alles geben, und da ich der Ewigkeit beraubt bin, will ich mich mit der Zeit verbünden. Ich will weder Heimweh noch Bitternis auf meine Rechnung setzen lassen, ich will hier einzig und allein klarsehen. Ich sage es euch, morgen werdet ihr mobilisiert sein. Für euch wie für mich ist das eine Befreiung. Das Individuum kann nichts und vermag dennoch alles. Angesichts dieser wunderbaren Möglichkeiten begreift ihr, warum ich das Individuum

gleichzeitig erhöhe und vernichte. Die Welt zerschmettert es, und ich befreie es. Ich setze es in alle seine Rechte ein.>

Absurde Anstrengung

<Die Eroberer wissen, daß die Tat an sich nutzlos ist. Es gibt nur eine nützliche Tat: die den Menschen und die Erde verbessert. Ich werde nie die Menschen verbessern. Aber man muß so tun „als ob“. Denn auf dem Weg des Kampfes begegne ich dem Fleisch. Selbst wenn es erniedrigt wird, bleibt das Fleisch meine einzige Gewißheit. Nur mit ihm kann ich leben. Die Kreatur ist meine Heimstatt. Deshalb habe ich diese absurde und aussichtslose Anstrengung gewählt. Eben deshalb stehe ich auf der Seite des Kampfes. Die Zeit eignet sich dazu, ich sagte es schon.

Bisher war die Größe eines Eroberers geographischer Natur. Sie bemaß sich nach der Ausdehnung der besiegten Territorien. Nicht umsonst hat dieses Wort eine andere Bedeutung angenommen und bezeichnet nicht mehr den siegreichen General. Die Größe hat das Feld gewechselt. Sie liegt im Protest und im aussichtslosen Opfer. Auch da nicht etwa aus Freude an der Niederlage. Der Sieg wäre wünschenswert. Aber es gibt nur einen Sieg, und der ist ewig.

Und den werde ich nie erreichen. Dorthin ziele ich, und daran klammere ich mich. Eine Revolution erfüllt sich immer als Revolution gegen die Götter – angefangen bei der Revolution des *Prometheus*, des ersten modernen Eroberers. Sie ist eine Forderung des Menschen seinem Schicksal gegenüber: die Forderung des Armen ist nur ein Vorwand. Ich kann diesen Geist nur in seiner historischen Tat erfassen, und dabei vereinige ich mich mit ihm. Glaubt indessen nicht, daß ich Gefallen daran fände: angesichts des wesentlichen Widerspruchs halte ich an meinem menschlichen Widerspruch fest. Ich stelle meine Klarheit mitten in das hinein, was sie leugnet. Ich erhebe den Menschen angesichts dessen, was ihn vernichtet, und meine Freiheit, meine Auflehnung und meine Leidenschaft vereinigen sich dann in dieser Spannung, in diesem Scharfblick, in dieser maßlosen Wiederholung.

Ja, der Mensch ist sein eigenes Ziel. Und er ist sein einziges Ziel. Wenn er etwas sein will, dann nur in diesem Leben. Jetzt – ich weiß es nur zu gut. Die Eroberer sprechen manchmal von Siegen und von Überwinden. Aber sie verstehen darunter immer nur: „sich überwinden“. Ihr wißt genau, was das bedeutet. Jeder Mensch hat sich in gewissen Augenblicken Gott gleich gefühlt. So heißt es wenigstens. Aber das kommt daher, daß er blitzartig die erstaunliche Größe des

menschlichen Geistes verspürt hat. Die Eroberer sind nur diejenigen Menschen, die ihre Kraft stark genug fühlen und so die Sicherheit haben, beständig auf diesen Höhen und im vollen Bewußtsein dieser Größe zu leben. Es ist mehr oder weniger eine Frage der Berechnung. Die Eroberer können am meisten. Aber sie können nicht mehr als der Mensch an sich, wenn er nur will. Deshalb verlassen sie nie den menschlichen Schmelztiegel und tauchen mit höchster Leidenschaft in die Seele der Revolutionen.

Dort finden sie die verstümmelte Kreatur, aber dort begegnen sie auch den einzigen Werten, die sie lieben und die sie bewundern, dem Menschen und seinem Schweigen. Das ist gleichzeitig ihre Armut und ihr Reichtum. Für sie gibt es nur einen einzigen Luxus: den der menschlichen Beziehungen. Wie sollte man nicht begreifen, daß in diesem verwundbaren Universum alles, was menschlich und nichts als menschlich ist, einen lebendigeren Sinn annimmt? Gespannte Gesichter, bedrohte Brüderlichkeit, eine ebenso starke wie schamhafte Freundschaft der Männer untereinander sind die wahren Reichtümer, da sie vergänglich sind. In ihrer Mitte spürt der Geist am besten seine Machtvollkommenheiten und seine Grenzen. Gleichsam seine Wirksamkeit. Einige haben von Genie gesprochen. Ich aber ziehe dem Genie – das sagt sich

so leicht – die Intelligenz vor. Man muß sagen, daß sie großartig sein kann. Sie erhellt diese Einöde und beherrscht sie. Sie kennt ihre Abhängigkeiten und macht sie sichtbar. Sie stirbt gleichzeitig mit dem Leib. Und das zu wissen, ist eben ihre Freiheit.>

<Wir wissen sehr gut: alle Kirchen sind gegen uns. Ein so angespanntes Herz entzieht sich dem Ewigen, und alle göttlichen und politischen Kirchen streben nach dem Ewigen. Glück und Mut, Lohn und Gerechtigkeit sind für sie Ziele zweiter Ordnung. Sie liefern eine Doktrin, und man muß sie unterschreiben. Aber ich habe mit Ideen oder mit der Ewigkeit nichts zu tun. Die Wahrheiten, die mir entsprechen, kann ich mit Händen greifen. Ich kann mich von ihnen nicht trennen. Deshalb könnt ihr Euch auch nicht auf mich verlassen: beim Eroberer ist nichts von Dauer, nicht einmal seine Doktrinen.

Am Ende von alledem steht, trotz alledem, der Tod. Wir wissen es. Wir wissen auch, daß er allem eine Grenze setzt. Deshalb sind diese Friedhöfe, die Europa bedecken und die manche von uns stören, scheußlich. Man verschönt nur, was man liebt, und der Tod ist uns zuwider und ermüdet uns. Auch er muß erobert werden. Der letzte CARRARA, Gefangener in einem Padua, das von der Pest entvölkert und von den

Venetianern belagert wurde, lief brüllend durch die Säle seines verödeten Palastes: er rief den Teufel an und forderte von ihm den Tod. Das war eine Art, ihn zu überwinden. Und es ist ein weiteres Zeichen des dem Abendland eigenen Mutes, daß man, die Plätze, an denen der Tod geehrt zu werden glaubt, so abscheulich eingerichtet hat. In der Welt des Empörers übertrumpft der Tod die Ungerechtigkeit. Er ist das schlimmste Vergehen.

Andere, die sich auch nicht abfinden wollen, haben die Ewigkeit gewählt und verkündet, diese Welt sei eine Illusion. Ihre Friedhöfe lächeln unter lauter Bäumen und Vögeln. Das ist dem Eroberer nur recht und gibt ihm die klare Vorstellung von dem, was er ausgeschlagen hat. Er hat im Gegenteil die Einzäunung mit schwarzem Eisengitter oder die namenlose Grube gewählt. Die besten unter den Anhängern der Ewigkeit empfinden zuweilen mit Hochachtung und Mitleid gemischtes Entsetzen vor Geistern, die mit einem solchen Bild ihres Todes leben können. Aber trotzdem schöpfen diese Menschen daraus ihre Kraft und ihre Rechtfertigung. Unser Schicksal steht uns vor Augen, und wir fordern es geradezu heraus. Weniger aus Hochmut als im Bewußtsein unserer aussichtslosen Lage. Auch wir haben manchmal Mitleid mit uns selbst. Das ist das einzige Erbarmen, das uns annehmbar erscheint:

ein Gefühl, das ihr vielleicht kaum begreift und das euch wenig männlich erscheint. Trotzdem lernen es gerade die Kühnsten unter uns kennen. Männlich nennen wir nämlich die klaren Köpfe, und wir wollen keine Kraft ohne klaren Blick.>

Fürsten ohne Reich

Noch einmal: diese Bilder entwerfen keine moralischen Lehren und, geben keine verpflichtenden Urteile: es sind nur Skizzen. Sie veranschaulichen bloß einen Lebensstil. Der Liebhaber, der Komödiant und der Abenteurer spielen das Absurde. Aber wenn sie es wollen, tun das genausogut der Keusche, der Beamte und der Präsident der Republik. Man braucht nur zu wissen und nichts zu maskieren. In den italienischen Museen findet man zuweilen kleine bemalte Schirme, die der Priester den Verurteilten vors Gesicht hielt, um ihnen das Schafott zu verbergen. Der Sprung in all seinen verschiedenen Formen, der Sturz ins Göttliche oder ins Ewige, die Hingabe an die Illusionen des Alltags oder der Idee – alle diese Schirme verbergen das Absurde. Es gibt aber auch Beamte ohne Schirm, und von diesen spreche ich.

Ich habe die extremsten Typen gewählt. Auf dieser Stufe gibt das Absurde ihnen eine königliche Macht. Gewiß, es sind

Fürsten ohne Reich. Aber sie haben vor den anderen das eine voraus, daß sie wissen, wie illusorisch alle Reiche sind. Sie wissen, und eben das ist ihre ganze Größe, und es wäre eitel, wollte man bei ihnen von verstecktem Unglück oder von der Asche der Enttäuschung reden. Der Hoffnung beraubt sein heißt noch nicht: verzweifeln. Die Flammen der Erde wiegen wohl die himmlischen Düfte auf. Weder ich noch sonst jemand kann hier über sie urteilen. Sie suchen nicht, besser zu sein, sie versuchen nur konsequent zu sein. Wenn das Wort <Weiser> einen Menschen bezeichnet, der von dem lebt, was er hat, und nicht auf das spekuliert, was er nicht hat, dann sind sie Weise. Einer von ihnen – Eroberer, aber in der Welt des Geistes, *Don Juan*, aber ein *Don Juan* der Erkenntnis, Komödiant, aber Komödiant des Verstandes – weiß es besser als irgendeiner: <Man verdient auf Erden und im Himmel keinerlei Vorrecht, wenn man seine geliebte kleine Schafsgeduld bis zur Vollkommenheit übt: man bleibt dabei bestenfalls ein liebes, kleines, lächerliches Schaf mit Hörnern, weiter nichts – selbst zugegeben, daß man nicht vor Eitelkeit platzt und daß man mit seinen richterlichen Posen kein Ärgernis hervorruft.>

Ich mußte jedenfalls der absurden Überlegung möglichst eindringliche Figuren beigeben. Die Phantasie kann noch

viele andere hinzufügen, die an die Zeit geschmiedet und der Verbannung ausgeliefert sind und nach dem Maßstab einer Welt ohne Morgen und ohne Schwäche zu leben wissen. Diese absurde und gottlose Welt bevölkert sich jetzt mit Menschen, die klar denken und nicht mehr hoffen. Und dabei habe ich noch nicht von der absurdesten Gestalt gesprochen: vom schöpferischen Menschen.

III. DAS ABSURDE KUNSTWERK

PHILOSOPHIE UND ROMAN

Alle diese Leben, die in der habgierigen Luft des Absurden gedeihen, würden sich ohne einen tiefen und beständigen Gedanken, der sie mit seiner Kraft belebt, nicht halten. Selbst hier kann das nur ein besonderes Gefühl von Treue sein. Wir haben bewußte Menschen erlebt, die inmitten der törichtsten Kriege ihre Pflicht taten, ohne sich in einem Widerspruch zu empfinden. Es handelte sich einfach darum, sich vor nichts zu drücken. So gibt es auch eine metaphysische Ehre, die Absurdität der Welt zu ertragen. Die Eroberung und das Spiel, die unermeßliche Liebe, die absurde Auflehnung – derartige Huldigungen bringt der Mensch seiner Würde in einem Feldzug dar, in dem er im voraus besiegt ist.

Es handelt sich einzig darum, der Kampffregel treu zu bleiben. Dieser Gedanke kann genügen, um einen Geist zu nähren: er hat ganze Zivilisationen aufrechterhalten und erhält sie noch aufrecht. Man verneint den Krieg nicht. Man muß durch ihn sterben oder durch ihn leben. So ist es auch mit dem Absurden: es handelt sich darum, mit ihm zu leben, seine Lehren anzunehmen und ihren Sinn ausfindig zu ma-

chen. In dieser Hinsicht ist das Kunstwerk die absurde Freude *par excellence*. <Die Kunst und nichts als die Kunst>, sagt NIETZSCHE, <wir haben die Kunst, um nicht an der Wahrheit zu sterben.>

In der Erfahrung, die ich zu beschreiben und auf verschiedene Weise deutlich zu machen suche, taucht mit Sicherheit dort eine neue Qual auf, wo eine andere stirbt. Die kindliche Suche nach dem Vergessen, der Ruf nach Genügsamkeit bleiben jetzt ohne Echo. Aber die beständige Spannung, die den Menschen angesichts der Welt aufrechterhält, der anbefohlene Wahn, der ihn dazu treibt, alles aufzunehmen, hinterlassen ihm ein anderes Fieber. In dieser Welt ist dann das Kunstwerk die einzige Chance, sein Bewußtsein aufrechtzuhalten und dessen Abenteuer zu fixieren. Schaffen heißt: zweimal leben. Das ängstliche, tastende Suchen eines PROUST, seine sorgsame Sammlung von Blumen, Wandteppichen und Ängsten bedeuten nichts anderes. Gleichzeitig hat es nicht mehr Tragweite als die fortgesetzte und unbestimmbare Schöpfung, der der Komödiant, der Eroberer und alle anderen absurden Menschen sich täglich ihr Leben lang widmen. Sie alle versuchen sich darin, die ihnen zugehörige Wirklichkeit mimisch darzustellen, zu wiederholen und neu zu erschaffen. Am Ende haben wir immer das Gesicht unserer

Wahrheiten. Für einen dem Ewigen abgekehrten Menschen ist das ganze Dasein nur ein maßloses Possenspiel unter der Maske des Absurden. Das Kunstwerk ist das große Possenspiel.

Zuerst wissen diese Menschen, und dann geht ihr ganzes Bestreben dahin, die zukunftslose Insel, die sie angelaufen haben, zu vergrößern und zu bereichern. Aber zuerst muß man wissen. Denn die Entdeckung des Absurden fällt mit einer Zeit des Stillstandes zusammen, in der sich die künftigen Leiden entwickeln und ihre Rechtfertigung erhalten. Selbst die Menschen ohne Evangelium haben ihren Ölberg. Und auch auf ihrem Ölberg dürfen sie nicht einschlafen. Für den absurden Menschen geht es nicht mehr um Erklärungen und Lösungen, sondern um Erfahrungen und Beschreibungen. Alles beginnt mit einer scharfsichtigen Gleichgültigkeit.

Beschreiben – das ist der letzte Ehrgeiz eines absurden Denkens. Auch die Wissenschaft, die die Grenzen ihrer Paradoxa erreicht hat, hört auf, Vorschläge zu machen, und bleibt bei Betrachtungen und Beschreibungen der stets jungfräulichen Landschaft der Phänomene stehen. So lernt das Herz, daß die innere Bewegung, die uns vor den Gesichtern der Welt hinreißt, nicht von der Tiefe der Welt, sondern von der Mannigfaltigkeit dieser Gesichter herrührt. Die Auslegung

ist vergänglich, aber der sinnliche Eindruck bleibt und mit ihm die unaufhörlichen Anrufe eines quantitativ unerschöpflichen Universums. Hier, begreift man, liegt der Ort des Kunstwerks.

Er bezeichnet zugleich den Tod einer Erfahrung und ihre Vervielfachung. Es ist wie eine eintönige und leidenschaftliche Wiederholung der Themen, die die Welt bereits durchgespielt hat: der Körper, unerschöpfliches Bild an der Giebelwand der Tempel, die Formen oder die Farben, der Wohlklang oder die Not. Es ist also nicht gleichgültig, wenn man schließlich die Hauptthemen dieses Essays in dem großartigen und kindlichen Universum des schöpferischen Menschen wiederfindet. Man hätte unrecht, wollte man darin ein Symbol sehen und glauben, das Kunstwerk könnte schließlich als eine Flucht vor dem Absurden betrachtet werden. Es ist selbst ein absurdes Phänomen, und es handelt sich einzig darum, es zu beschreiben. Es bietet der Krankheit des Geistes keinen Ausweg. Es ist im Gegenteil ein Merkmal dieses Leidens, das ihn auf das ganze Denken eines Menschen zurückverweist. Aber zum erstenmal läßt es den Geist aus sich selbst herausgehen und stellt ihn etwas anderem gegenüber, nicht damit er sich darin verliere, sondern um ihm einen genauen Fingerzeig von dem aussichtslosen Weg zu geben,

den alle gehen müssen. In der Zeit der absurden Überlegung führt das Kunstwerk die Gleichgültigkeit und die Enthüllung weiter. Es bezeichnet den Punkt, von dem die absurden Leidenschaften ausgehen und bei dem die Überlegung anhält. So rechtfertigt sich seine Stellung in diesem Essay.

Es wird genügen, einige Themen ans Licht zu ziehen, die dem Künstler und dem Denker gemeinsam sind, damit wir im Kunstwerk alle Widersprüche des dem Absurden verpflichteten Denkens wieder finden. Tatsächlich ist es weniger die Identität der Schlüsse, die die geistige Verwandtschaft ausmacht, als vielmehr die Gemeinsamkeit der Widersprüche. So auch beim Denken und bei dem Kunstwerk. Ich brauche kaum zu betonen, daß es die gleiche Qual ist, die den Menschen zu diesen Arten des Verhaltens treibt. Dadurch kommen sie am Ausgangspunkt zusammen. Aber von allen Gedanken, die vom Absurden ausgehen, habe ich nur wenige gesehen, die sich darin behaupteten. Und gerade an ihren Abschweifungen und an ihrer Untreue habe ich am besten ermessen, was nur dem Absurden gehörte. Dementsprechend muß ich fragen: ist ein absurdes Kunstwerk möglich?

Der Ausdruck beginnt, wo das Denken aufhört

Man sollte nicht zu sehr auf der Willkür des alten Gegensatzes zwischen Kunst und Philosophie bestehen. Wenn man ihn ganz genau verstehen will, ist er sicherlich falsch. Wenn man nur behaupten will, jede dieser beiden Disziplinen habe ihr besonderes Klima, so ist das zweifellos richtig, bleibt aber unbestimmt. Die einzig annehmbare Argumentation beruhte auf dem hervorgehobenen Gegensatz zwischen dem in seinem System befangenen Philosophen und dem vor sein Werk gestellten Künstler. Das aber galt für eine bestimmte Art von Kunst und Philosophie, die wir hier für zweitrangig halten. Die Idee einer von ihrem Schöpfer losgelösten Kunst ist nicht nur unzeitgemäß. Sie ist falsch. Es heißt: im Gegensatz zum Künstler habe nie ein Philosoph mehrere Systeme aufgestellt. Das stimmt aber nur insofern, als ein Künstler nie mehr als einen einzigen Gegenstand in verschiedenerlei Gestalt dargestellt hat. Die augenblickliche Vollkommenheit der Kunst, die Notwendigkeit ihrer Erneuerung – diese Wahrheiten gelten nur auf Grund eines Vorurteils. Auch das Kunstwerk ist nämlich eine Konstruktion, und jeder weiß, wie eintönig die großen Künstler sein können. Der Künstler gibt sich in der gleichen Weise seinem Werk hin wie der Denker. Diese Osmose erzeugt das wichtigste aller ästhetischen Probleme. Außerdem gibt es für den, der von der Einheit des geistigen Ziels

überzeugt ist, nichts Überflüssigeres als diese Unterscheidungen nach Methoden und Gegenständen. Es gibt keine Grenzen zwischen den Disziplinen, denen der Mensch sein Verständnis und seine Liebe widmet. Sie durchdringen sich gegenseitig und sie gründen sich auf dieselbe Angst.

Dies muß zu Beginn gesagt werden. Damit ein absurdes Werk möglich ist, muß das Denken in seiner hellsten Form daran beteiligt sein. Aber es darf auch wieder nur als gebietende Intelligenz daran beteiligt sein. Dieses Paradox erklärt sich aus dem Absurden. Das Kunstwerk entsteht aus dem Verzicht des Verstandes, das Konkrete zu begründen. Es bezeichnet den Triumph des Sinnlichen. Das klare Denken ruft es hervor, leugnet aber gerade in diesem Akt sich selbst. Es wird nicht der Versuchung nachgeben, dem Geschriebenen einen tieferen Sinn unterzulegen, den es für unberechtigt hält. Das Kunstwerk ist die Inkarnation eines Dramas des Verstandes, gibt aber nur einen indirekten Beweis davon. Das absurde Kunstwerk verlangt einen Künstler, der sich seiner Grenzen bewußt ist, und eine Kunst, in der das Konkrete nichts anderes bedeutet als sich selbst. Es kann nicht das Ziel, der Sinn und der Trost eines Lebens sein. Schaffen oder nicht schaffen – das ändert nichts. Der absurde Schöpfer hängt nicht an seinem Werk. Er könnte darauf verzichten. Er

verzichtet auch manchmal darauf. Ein <Abessinien> ist genug²⁶.

Man kann darin gleichzeitig eine ästhetische Regel sehen. Das wahre Kunstwerk entspricht immer menschlichem Maß. Es ist wesentlich das, das <weniger> sagt. Es gibt eine gewisse Beziehung zwischen der globalen Erfahrung eines Künstlers und dem Werk, das diese widerspiegelt, zwischen <Wilhelm Meister> und der Reife GOETHEs. Diese Beziehung ist schlecht, wenn das Werk sich anmaßt, alle Erfahrung auf das verzierte Papier ausdeutender Literatur zu bringen. Diese Beziehung ist gut, wenn das Werk nur ein Ausschnitt aus der Erfahrung ist, nur eine Facette des Diamanten, in der sich der ganze innere Glanz uneingeschränkt sammelt. Im ersten Falle hat man es mit einer Überlastung und mit dem Anspruch auf die Ewigkeit zu tun. Im zweiten Falle handelt es sich um ein ergiebiges Werk, weil die ganze Erfahrung, deren Reichtum man errät, stillschweigend mitgegeben ist. Für den absurden Künstler lautet das Problem so: die Lebensart zu erwerben, die über die Gewandtheit hinausgeht. Und am

²⁶ Anspielung auf die Wiedereinsetzung HAILE SELASSIEs als Kaiser und das Ende der italienischen Herrschaft in Abessinien, 1942, im Entstehungsjahr des <Sisyphos>. (Anm. d. Red.)

Ende ist in diesem Klima der große Künstler vor allem ein großer Lebender, der begriffen hat, daß Leben hier ebenso sehr Erfahren wie Nachdenken ist. Das Kunstwerk ist also die Inkarnation eines intellektuellen Dramas. Das absurde Kunstwerk verdeutlicht den Verzicht des Denkens auf sein Ansehen; seine Resignation, mehr sein zu wollen als die Einsicht, die die Erscheinungen in das Werk umsetzt und das, was keine Vernunft hat, mit Bildern zudeckt. Wenn die Welt klar wäre, gäbe es keine Kunst.

Ich spreche hier nicht von Künsten der Form und der Farbe, bei denen nur die Beschreibung in ihrer glanzvollen Bescheidenheit herrscht²⁷. Der Ausdruck beginnt, wo das Denken aufhört. Bei jenen Jünglingen mit den leeren Augen, die die Tempel und die Museen bevölkern, hat man ihre Philosophie in Gebärden umgesetzt. Für einen absurden Menschen ist sie aufschlußreicher als alle Bibliotheken. Von einem anderen Gesichtspunkt aus verhält es sich mit der Musik ebenso. Wenn eine Kunst frei von Belehrung ist, dann ist es wohl

²⁷ Es ist merkwürdig festzustellen, daß die klügste Malerei, die die Realität auf ihre wesentlichen Elemente zurückzuführen sucht, letztlich nur eine Augenfreude ist. Sie hat von der Welt nur die Farbe bewahrt (Das ist besonders spürbar bei LÉGER.)

diese. Sie verschwistert sich zu sehr mit der Mathematik, um nicht etwas von ihrer Zwecklosigkeit anzunehmen. Dieses Spiel des Geistes mit sich selbst nach vereinbarten und genau erwogenen Gesetzen vollzieht sich in dem klingenden Raume, der der unsre ist und jenseits dessen die Schwingungen sich doch in einem unmenschlichen Universum begegnen. Es gibt keine reinere Empfindung. Diese Beispiele sind zu leicht. Der absurde Menschen erkennt diese Harmonien und diese Formen als die seinen.

Aber ich möchte hier von einem Kunstwerk sprechen, bei dem die Versuchung auszudeuten besonders groß ist, bei dem die Illusion sich von selbst anbietet und bei dem die Schlußfolgerung fast unausweichlich ist. Ich meine den Roman. Ich werde mich fragen, ob das Absurde sich hier behaupten kann.

Denken heißt vor allem: eine Welt erschaffen wollen (oder die eigene abgrenzen, was auf dasselbe hinauskommt), Es heißt: von dem grundsätzlichen Mißverständnis ausgehen, das den Menschen von seiner Erfahrung trennt, und seinem Heimweh entsprechend ein Gebiet des Einverständnisses finden, ein von Vernunftgründen eingeengtes oder von Analogien erhelltes Universum, das eine Lösung des unerträglichen Zwiespalts erlaubt. Der Philosoph ist, auch wenn er

KANT heißt, ein Schöpfer. Er hat seine Gestalten, seine Symbole und seine heimliche Handlung. Er hat seine Lösungen. Umgekehrt bedeutet der Vorrang, den der Roman vor der Poesie und dem Essay erworben hat, allem Anschein zum Trotz nur eine größere Intellektualisierung der Kunst. Wohl gemerkt handelt es sich hierbei vor allem um die bedeutendsten Romane. Die Fruchtbarkeit und die Größe einer Kunstgattung messen sich oft an dem Schund, den man in ihrem Bereich findet. Über den vielen schlechten Romanen dürfen wir nicht die Größe der besten vergessen. Gerade diese haben ihr Universum. Der Roman hat seine Logik, seine Überlegungen, seine Intuition und seine Postulate. Er hat auch seine Ansprüche auf Klarheit²⁸.

²⁸ Darüber wäre nachzudenken: das erklärt die schlechtesten Romane. Fast jeder hält sich für fähig zu denken, und in gewissem Grade denkt er, besser oder schlechter, tatsächlich. Sehr wenige können sich dagegen als einen Dichter oder als einen Phrasendrescher vorstellen. Aber seit dem Augenblick, da das Denken wichtiger geworden ist als der Stil, hat die große Masse sich des Romans bemächtigt. Das ist nicht so schlimm wie man denkt. Die Besten werden zu größeren Ansprüchen sich selbst gegenüber geführt. Wer dabei scheitert, hat nicht verdient, weiterzuleben.

Der klassische Gegensatz, von dem ich weiter oben sprach, ist in diesem besonderen Falle noch weniger gerechtfertigt. Er galt zu einer Zeit, in der es leicht war, die Philosophie von ihrem Schöpfer zu trennen. Heute, wo das Denken nicht mehr nach dem Universellen trachtet, wo seine beste Geschichte die seiner Reue wäre, heute wissen wir, daß ein gültiges System von seinem Schöpfer nicht zu trennen ist. Selbst die <Ethik> ist unter einem ihrer Aspekte nur ein langatmiges und schonungsloses Bekenntnis. Das abstrakte Denken verbindet sich endlich wieder mit seinem körperlichen Träger. Und ebenso ordnen sich die romanhaften Abenteuer des Körpers und der Leidenschaften ein wenig angemessener den Forderungen einer Weltschau unter. Man erzählt nicht mehr <Geschichten>, man schafft sein Universum. Die großen Romanciers sind philosophische Romanciers, das heißt: das Gegenteil von Thesen-Schriftstellern. So BALZAC, SADE, MELVILLE, STENDHAL, DOSTOJEWSKIJ, PROUST, MALRAUX, KAFKA, um nur einige von ihnen anzuführen.

Aber gerade diese Entscheidung, mehr in Bildern als in Überlegungen zu schreiben, enthüllt ein gewisses Denken, das ihnen gemeinsam ist und das von der Nutzlosigkeit des ganzen Auslegungsprinzips und von der erzieherischen Sendung der anschaulich gegebenen Erscheinungen überzeugt

ist. Sie betrachten das Kunstwerk gleichzeitig als ein Ende und als einen Anfang. Es ist das Ergebnis einer oft unausgesprochenen Philosophie, ihre Veranschaulichung und ihre Krönung. Aber vollständig ist es nur durch die stillschweigenden Voraussetzungen dieser Philosophie. Es rechtfertigt schließlich diese Variante eines alten Themas, daß etwas Denken vom Leben entfernt, viel Denken aber zum Leben zurückführt. Unfähig, das Wirkliche zu sublimieren, bleibt das Denken dabei stehen, es darzustellen. Der Roman, von dem hier die Rede ist, ist das Mittel dieser relativen und zugleich unerschöpflichen Erkenntnis, die der Erkenntnis der Liebe so ähnlich ist. Von der Liebe hat die Romanschöpfung die anfängliche Verwunderung und das furchtbare Wiederkäuen.

Dem Absurden treu bleiben

Wenigstens für die Illusionen bin ich ihm dankbar beim Scheiden. Aber ich habe sie auch bei jenen Fürsten des demütigen Denkens anerkannt, deren Selbstmorde ich betrachten konnte. Mich interessiert es gerade, die Kraft kennenzulernen und zu beschreiben, die sie auf den allgemeinen Weg der Illusion zurückführt. Dieselbe Methode wird mir also auch

hier dienlich sein. Da ich sie bereits angewandt habe, darf ich meine Überlegung abkürzen und sie gleich in einem bestimmten Beispiel zusammenfassen. Ich möchte wissen, ob man, bereit, ohne Berufung zu leben, auch einwilligen kann, ohne Berufung zu arbeiten und zu schaffen, und welcher Weg zu diesen Freiheiten führt. Ich will meine Welt von ihren Phantomen befreien und will sie nur mit sinnlichen Wahrheiten bevölkern, deren Vorhandensein ich nicht leugnen kann. Ich kann Absurdes schaffen, kann die schöpferische Haltung vor einer anderen bevorzugen. Aber wenn eine absurde Haltung absurd bleiben soll, dann muß ich auch ihrer Willkür bewußt bleiben. So ist es auch mit dem Kunstwerk. Wenn die Gebote des Absurden hier nicht beachtet werden, wenn es nicht den Zwiespalt und die Auflehnung sichtbar macht, wenn es den Illusionen huldigt und die Hoffnung aufkommen läßt, dann ist es nicht mehr willkürlich. Ich kann mich nicht mehr von ihm lösen. Mein Leben kann in ihm einen Sinn finden: das ist lächerlich. Es ist nicht mehr diese Übung der Entsagung und des Leidens, die den Glanz und die Nutzlosigkeit eines Menschenlebens vollendet.

Kann man also bei dem Kunstwerk, bei dem die Versuchung zu erklären am stärksten ist, diese Versuchung überwinden? Kann ich in der fiktiven Welt, in der das Bewußtsein

der wirklichen Welt am stärksten ist, dem Absurden treu bleiben, ohne dem Wunsche nach Schlußfolgerungen zu huldigen? So viele Fragen sind mit einer letzten Anstrengung noch zu betrachten. Wir haben schon begriffen, was sie bedeuteten. Es sind die letzten Skrupel eines Bewußtseins, das um den Preis einer letzten Illusion seine erste und schwierige Lehre aufzugeben fürchtet. Was für das Schaffen gilt, das für den im Bewußtsein des Absurden lebenden Menschen als *eine* der möglichen Haltungen angesehen wird, das gilt für alle Lebensstile, die sich ihm anbieten. Der Eroberer oder der Schauspieler, der Künstler oder *Don Juan* können vergessen, daß ihre Lebensbeschäftigung nicht ohne das Bewußtsein ihrer Sinnlosigkeit ausgeübt werden könnte. Man gewöhnt sich so rasch. Man will Geld verdienen, um glücklich zu leben, und die ganze Anstrengung, die beste Kraft eines Lebens konzentrieren sich auf den Erwerb dieses Geldes. Das Glück wird vergessen, das Mittel wird Selbstzweck. Ebenso wird die ganze Anstrengung des Eroberers auf den Ehrgeiz abgeleitet werden, der nur ein Weg zu einem bedeutenderen Leben war. *Don Juan* seinerseits wird auch mit einem Schicksal zufrieden sein, wird sich mit diesem Dasein, dessen Größe nur durch die Auflehnung Wert bekam, begnügen. Bei dem einen ist das Bewußtsein, bei dem anderen die Auflehnung,

bei beiden aber das Absurde verschwunden. Das menschliche Herz kennt soviel eigensinnige Hoffnung. Die Menschen, die am meisten gerupft werden, sind manchmal schließlich zur Illusion bereit. Diese durch das Bedürfnis nach Frieden diktierte Billigung ist der innere Bruder der existentiellen Zustimmung. So gibt es Götter des Lichts und Götzen des Schmutzes. Aber den Mittelweg, der zu den Gesichtern des Menschen führt, gilt es zu finden.

Bisher haben uns die Fälle des Versagens gegenüber der absurden Forderung am besten verdeutlicht, was sie ist. Ebenso wird für unsere Erkenntnis die Beobachtung genügen, daß die Romanschöpfung die gleiche Zweideutigkeit bieten kann wie gewisse Philosophien. Ich kann also zur Erläuterung ein Werk wählen, in dem alles vereinigt ist, was das Bewußtsein des Absurden kennzeichnet, dessen Ausgangspunkt klar und dessen Klima licht ist. Seine Folgerungen werden uns belehren. Wenn das Absurde darin nicht gewürdigt wird, werden wir wissen, durch welchen Winkelzug die Illusion sich einschleicht. Ein genaues Beispiel, ein Thema, eine Treue des Schöpfers werden dann genügen. Es handelt sich um die gleiche Analyse, die schon ausführlicher unternommen wurde.

Ich werde ein Lieblingsthema von DOSTOJEWSKIJ untersuchen. Ich hätte ebensogut, andere Werke studieren können²⁹. Aber mit diesem wird das Problem direkt, im Sinne der Größe und der Erregung behandelt. Auch das existentielle Denken, von dem hier die Rede gewesen ist. Diese Parallele dient meinem Gegenstand.

KIRILOW

Alle Helden DOSTOJEWSKIJs fragen sich nach dem Sinn des Lebens. Darin sind sie modern: sie fürchten die Lächerlichkeit nicht. Darin unterscheidet sich das moderne Empfinden von dem klassischen: dieses lebt von moralischen Problemen, jenes von metaphysischen. In den Romanen DOSTOJEWSKIJs wird die Frage derart eindringlich gestellt, daß sie nur zu letzten Lösungen verpflichten kann. Das Dasein ist trügerisch, *oder* es ist ewig. Wenn DOSTOJEWSKIJ sich mit dieser Untersuchung begnüge, wäre er Philosoph. Aber er gibt ein

²⁹ Zum Beispiel das Werk MALRAUX'. Aber man müßte gleichzeitig an das soziale Problem herangehen, das vom absurden Denken tatsächlich nicht übergangen werden kann (ihm außerdem mehrere und sehr verschiedene Lösungen bieten könnte). Ich muß mich jedoch beschränken.

Bild der Folgen, die diese geistigen Spielereien für ein Menschenleben haben können, und insofern ist er Künstler. Unter diesen Folgen beschäftigt ihn letztlich die, die er selber im <Tagebuch eines Schriftstellers> den logischen Selbstmord nennt. In den Dezember-Heften des Jahres 1876 stellt er die Überlegung über den <logischen Selbstmord> an. Überzeugt davon, daß die menschliche Existenz für den, der nicht an die Unsterblichkeit glaubt, eine absolute Absurdität ist, kommt der Verzweifelte dabei zu folgenden Schlüssen:

<Da ich auf meine Frage nach dem Glück aus eigener Erkenntnis der Natur nur die Antwort erhalte, daß ich einzig in der Harmonie des Ganzen glücklich sein kann, da ich diese Harmonie also nicht begreife und offenbar nie werde begreifen können... Da ich in dieser Ordnung die Rolle des Klägers und des Beklagten, des Richters und des Angeklagten gleichzeitig auf mich nehmen muß, diese Komödie aber seitens der Natur absolut dumm finde und es meinerseits erniedrigend finde, mich auf dieses Spiel einzulassen..., so verurteile ich in meiner unbestreitbaren Eigenschaft als Kläger. und als Verteidiger, als Richter und als Verurteilter diese Natur, die mich so schamlos zum Leiden erschaffen hat – mit mir zusammen zur Vernichtung...>

Es steckt noch ein wenig Humor in dieser Haltung. Dieser Selbstmörder tötet sich, weil er, auf der metaphysischen Ebene, *drangsaliert* wird. In gewissem Sinne rächt er sich. So beweist er, daß man <ihn nicht kriegen wird>, Man weiß jedoch, daß dasselbe Thema, freilich in der bewundernswertesten Fülle, bei *Kirilow* dargestellt wird, einer Figur der <Dämonen>; er ist auch ein Parteigänger des logischen Selbstmordes. Der Ingenieur *Kirilow* erklärt irgendwo, daß er sich das Leben nehmen will, weil <das seine Idee ist>. Man begreift natürlich, daß man das wörtlich verstehen muß. Um einer Idee, um eines Gedankens willen, bereitet er sich auf den Tod vor. Das ist die höchste Form des Selbstmordes. Schrittweise wird in all den Szenen, in denen die Maske *Kirilows* allmählich gelüftet wird, der Todesgedanke, der ihn belebt, vor uns ausgebreitet. Tatsächlich nimmt der Ingenieur die Überlegungen des Tagebuches> auf. Er fühlt, daß Gott notwendig ist und daß er wohl existieren müßte. Aber er weiß, daß er nicht existiert und nicht existieren kann. <Warum verstehst du nicht>, fragt er, <daß das ein hinlänglicher Grund ist, sich umzubringen?> Diese Haltung zieht gleichermaßen bei ihm einige absurde Schlußfolgerungen nach sich. Er ist aus Gleichgültigkeit damit einverstanden, daß sein Selbstmord für eine Sache ausgenutzt wird, die er ver-

achtet. <Ich habe diese Nacht beschlossen, daß mir das gleichgültig ist.> Er bereitet seine Tat schließlich in dem Gefühl vor, in dem sich Auflehnung und Freiheit vermischen. <Ich werde mich umbringen, um meine Unabhängigkeit, meine neue und furchtbare Freiheit zu bestätigen.> Es handelt sich nicht mehr um Rache, sondern um Auflehnung. Kirilow ist demnach eine absurde Figur – jedoch mit dem wesentlichen Vorbehalt, daß er sich umbringt. Aber er erklärt selber diesen Widerspruch, und zwar so, daß er das absurde Geheimnis gleichzeitig in seiner ganzen Reinheit enthüllt. Er fügt tatsächlich seiner tödlichen Logik einen ungewöhnlichen Ehrgeiz hinzu, der der Figur ihre ganze Perspektive gibt: er will sich umbringen, um Gott zu werden.

Die Überlegung hat eine klassische Klarheit. Wenn Gott nicht existiert, ist *Kirilow* Gott. Wenn Gott nicht existiert, muß *Kirilow* sich umbringen. *Kirilow* muß sich also umbringen, um Gott zu sein. Diese Logik ist absurd, aber das muß so sein. Das Interessante ist jedoch, wie dieser auf die Erde zurückgeführten Gottheit ein Sinn gegeben wird. Das erklärt wieder die Prämisse: <Wenn Gott nicht existiert, bin ich Gott>, die noch reichlich dunkel bleibt. Zunächst ist wichtig festzustellen, daß der Mensch, der diese unsinnige Behauptung verkündet, durchaus ein Mensch von dieser Welt ist.

Seiner Gesundheit wegen treibt er jeden Morgen Gymnastik. Ihn rührt die Freude Schatows, als der seine Frau wiederfindet. Auf einem Papier, das man nach seinem Tode findet, will er eine Figur zeichnen, die <ihnen> die Zunge zeigt. Er ist kindisch und zornig, leidenschaftlich, pedantisch und sensibel. Vom Übermenschen hat er nur die Logik und die fixe Idee, vom Menschen das ganze Register. Und dabei spricht er selbst ganz ruhig von seiner Göttlichkeit. Er ist nicht verrückt – es sei denn, DOSTOJEWSKIJ wäre es. Es treibt ihn also nicht eine Illusion des Größenwahnsinnigen. Das alles wörtlich zu nehmen, wäre diesmal lächerlich.

Kirilow selbst verhilft uns zu besserem Verständnis. Auf eine Frage *Stawrogins* erklärt er, er spreche nicht von einem Gottmenschen. Man könnte denken, das geschähe aus Sorge, um sich von CHRISTUS zu unterscheiden. Tatsächlich aber geht es darum, diesen zu annektieren. *Kirilow* bildet sich tatsächlich einen Augenblick ein, JESUS sei im Tode <nicht wieder ins Paradies zurückgekehrt>. Er hat also erkannt, daß sein Leiden nutzlos gewesen ist. <Die Naturgesetze>, sagt der Ingenieur, <haben CHRISTUS in der Lüge leben und für eine Lüge sterben lassen.> Einzig in diesem Sinne stellt JESUS wohl das ganze menschliche Drama dar. Er ist der vollkommene Mensch, da er die absurdeste Lage verwirklicht hat. Er

ist nicht der Gottmensch, sondern der Menschen-Gott. Und wie er kann jeder von uns gekreuzigt und getäuscht werden – in gewisser Weise wird er es auch.

Die Göttlichkeit, um die es hier geht, ist also ganz irdisch. <Drei Jahre lang>, sagt *Kirilow*, <habe ich das Attribut meiner Göttlichkeit gesucht, und ich habe es gefunden. Das Attribut meiner Göttlichkeit ist die Unabhängigkeit.> Wir erkennen nun den Sinn der *Kirilowschen* Prämisse: <Wenn Gott nicht existiert, bin ich Gott.> Gott werden heißt nur: frei sein auf dieser Erde, keinem unsterblichen Wesen dienen. Das heißt wohlgermerkt vor allem: aus dieser schmerzlichen Unabhängigkeit alle Konsequenzen ziehen,. Wenn Gott existiert, hängt alles von ihm ab, und wir vermögen nichts gegen seinen Willen. Wenn er nicht existiert, hängt alles von uns ab. Für *Kirilow* wie für NIETZSCHE heißt Gott töten: selber Gott werden – das heißt: schon auf Erden das ewige Leben verwirklichen, von dem das Evangelium spricht³⁰.

Wenn aber dieses metaphysische Verbrechen für die Vervollkommenung des Menschen genügt, warum ihm dann noch den Selbstmord hinzufügen? Warum sich töten und diese Welt

³⁰ *Stawrogin*: <Sie glauben an das ewige Leben in der anderen Welt?> – *Kirilow*: <Nein, aber an das ewige Leben in dieser.>

verlassen, nachdem man die Freiheit erobert hat? Darin liegt ein Widerspruch.

Kirilow weiß es genau, wenn er sagt: <Wenn du das fühlst, bist du ein Zar und weit davon entfernt, dich umzubringen, du wirst in lauter Ruhm leben.> Aber die Menschen wissen es nicht. Sie fühlen <das> nicht. Wie zu *Prometheus'* Zeiten nähren sie in sich die blinden Hoffnungen³¹. Man muß ihnen den Weg zeigen, sie können die Predigt nicht entbehren. *Kirilow* muß sich also aus Liebe zur Menschheit umbringen. Er muß seinen Brüdern einen erhabenen und schwierigen Weg zeigen, auf dem er der erste sein wird. Es ist ein pädagogischer Selbstmord. *Kirilow* opfert sich also. Aber wenn er gekreuzigt wird, wird er nicht getäuscht werden. Er bleibt Menschen-Gott, bleibt überzeugt von einem Tod ohne Zukunft, durchdrungen von der Melancholie des Evangeliums. Er sagt: <Ich bin unglücklich, weil ich *verpflichtet* bin, meine Freiheit zu behaupten.> Aber wenn er tot ist und die Menschen endlich erleuchtet sind, dann wird diese Erde sich mit Zaren bevölkern und von menschlichem Ruhm erstrahlen. *Kirilows* Pistolenschuß wird das Signal der letzten Revolution

³¹ <Der Mensch hat Gott nur erfunden, um sich nicht umzubringen. Das ist das Ergebnis der Universalgeschichte bis zu diesem Augenblick>

sein. So treibt ihn nicht die Verzweiflung in den Tod, sondern die Nächstenliebe zu sich selbst. Bevor er ein unsagbares geistiges Abenteuer blutig abschließt, weiß *Kirilow* ein Wort, das ebenso alt ist wie das Leiden der Menschen: <Alles ist gut.>

Dieses Thema des Selbstmordes bei DOSTOJEWSKIJ ist also ein durchaus absurdes Thema. Merken wir uns nur, bevor wir weitergehen, daß *Kirilow* in anderen Gestalten, die ihrerseits neue absurde Themen aufnehmen, wiederaufersteht. *Stawrogin* und *Iwan Karamasow* üben im praktischen Leben absurde Wahrheiten. Sie sind diejenigen, die *Kirilows* Tod befreit. Sie versuchen, Zaren zu sein. *Stawrogin* führt ein <ironisches> Leben, man weiß zur Genüge, welches. Er läßt rings um sich den Haß erwachsen. Und doch findet sich das Schlüsselwort zu dieser Figur in ihrem Abschiedsbrief: <Ich habe nichts verabscheuen können.> Er ist Zar in der Gleichgültigkeit. *Iwan* ist es auch, wenn er sich weigert, den königlichen Mächten des Geistes abzusagen. Denen, die wie sein Bruder durch ihr Leben beweisen, daß man sich demütigen müsse, um zu glauben, könnte er antworten, daß diese Bedingung unwürdig sei. Sein Schlüsselwort ist: <Alles ist erlaubt>, und es hat die Nuance schicklicher Trauer. Wohlgemerkt: wie NIETZSCHE, der berühmteste Gottesmörder,

endet er im Wahnsinn. Aber ein Risiko muß man auf sich nehmen, und vor diesen tragischen Katastrophen des Endes ist die entscheidende Regung des Geistes die Frage: <Was beweist das?>

Die metaphysische Umkehr

So stellen die Romane wie das <Tagebuch> die absurde Frage. Mit ihnen beginnt die <Logik bis zum Tode>, die Überspannung, die <fürchterliche> Freiheit, der menschlich gewordene Ruhm der Zaren. Alles ist gut, alles ist erlaubt, nichts ist abscheulich: das sind absurde Feststellungen. Aber wo gäbe es eine so wunderbare Schöpfung wie diese, in der uns diese Wesen aus Feuer und Eis so vertraut erscheinen? Die leidenschaftliche Welt der Gleichgültigkeit, die in ihrem Herzen rumort, erscheint uns in keiner Weise ungeheuerlich. Wir finden in ihr unsere alltäglichen Ängste wieder. Und zweifellos hat niemand in dem Maße wie DOSTOJEWSKIJ der absurden Welt so eindringliche und so quälende Reize zu geben gewußt.

Wie aber lautet seine Schlußfolgerung? Zwei Zitate werden die vollständige metaphysische Umkehr zeigen, die den Schriftsteller zu anderen Offenbarungen führt. Da die Recht-

fertigung des logischen Selbstmordes einige Proteste der Kritiker herausgefordert hat, entwickelt DOSTOJEWSKIJ in den folgenden Heften des <Tagebuchs> seine Stellungnahme und schließt: <Wenn der Glaube an die Unsterblichkeit für den Menschen so unentbehrlich ist (und wenn er sich ohne ihn umbringen muß), dann ist er also der normale Zustand der Menschheit... Wenn dem aber so ist, dann muß die Unsterblichkeit der Menschenseele ohne jeden Zweifel bestehen> Andererseits fragen auf den letzten Seiten seines letzten Romans, am Ende dieses gewaltigen Ringens mit Gott, Kinder den *Aljoscha*: <*Karamasow*>, ist es wahr, was die Religion behauptet, daß wir von den Toten wiederauferstehen und einander wiedersehen werden?> Und *Aljoscha* antwortet: <Gewiß, wir werden uns wiedersehen, wir werden uns fröhlich erzählen, was alles geschehen ist.>

So werden *Kirilow*, *Stawrogin* und *Iwan* besiegt. Die <*Karamasows*> antworten den <Dämonen>. Und es handelt sich durchaus um eine Schlußfolgerung. Der Fall *Aljoscha* ist nicht zweideutig wie der des *Fürsten Myschkin*. Als Kranker lebt dieser in einer ständigen Gegenwart, die wechselnd gefärbt ist von Lächeln und von Gleichgültigkeit, und dieser glückliche Zustand könnte das ewige Leben sein, von dem der Fürst spricht. Aber nein, *Aljoscha* sagt es: <Wir werden uns wie-

dersehen.> Da ist von Selbstmord und von Wahnsinn nicht mehr die Rede. Wozu auch, wenn einer der Unsterblichkeit und ihrer Freuden so sicher ist? Der Mensch tauscht seine Göttlichkeit gegen das Glück ein. <Wir werden uns fröhlich erzählen, was alles geschehen ist.> So hat wohl *Kirilows* Pistole irgendwo in Rußland geknallt, aber die Welt hat weiter ihre blinden Hoffnungen gewälzt, die Menschen haben <das> nicht verstanden.

Es spricht also kein absurder Romancier zu uns, sondern ein existentieller Romancier. Hier ist der Sprung noch erregend und leiht der Kunst, die ihn inspiriert, ihre Größe. Es ist eine rührende, aus Zweifeln erwachsene, unsichere und glühende Zustimmung. Anlässlich der <Karamasows> schrieb DOSTOJEWSKIJ: <Unter der Hauptfrage, die in allen Teilen dieses Buches verfolgt wird, leide ich bewußt oder unbewußt mein ganzes Leben lang: die Existenz Gottes.> Man kann es schwerlich glauben, ein Roman hätte genügt, um das Leid eines ganzen Lebens in freudige Gewißheit zu verwandeln. Der Kommentator³² bemerkt es mit vollem Recht: DOSTOJEWSKIJ macht gemeinsame Sache mit *Iwan* – und die bejahenden Kapitel der <Karamasows> haben ihn drei Monate

³² BORIS VON SCHLOEZER.

Mühe gekostet, während das, was er die <Blasphemien> nannte, in einem Rausch in drei Wochen geschrieben wurde. Jede seiner Figuren hat diesen Pfahl im Fleische, jede sträubt sich gegen ihn oder, sucht in der Sinnlichkeit oder in der Unsterblichkeit ein Heilmittel dagegen³³. Bleiben wir in jedem Falle bei diesem Zweifel. Hier ist ein Werk, in dem wir in einem Helldunkel, das durchdringender ist als das Tageslicht, den Kampf des Menschen gegen seine Hoffnungen begreifen können. Am Ende angelangt, entscheidet der Künstler sich gegen seine Gestalten. Dieser Widerspruch erlaubt uns also, eine neue Nuance einzuführen: es handelt sich hier nicht um ein absurdes Werk, sondern um ein Werk, das das Problem des Absurden stellt.

DOSTOJEWSKIJs Antwort ist die Demütigung oder – nach *Stawrogin*: die <Scham>. Ein absurdes Kunstwerk dagegen liefert keine Antwort – das ist der ganze Unterschied. Stellen wir abschließend fest: was in diesem Werk dem Absurden widerspricht, ist nicht sein christlicher Charakter, sondern seine Verkündigung des zukünftigen Lebens. Man kann Christ und absurd sein. Es gibt Beispiele von Christen, die nicht an

³³ Eine bemerkenswerte und treffende Feststellung von GIDE: Fast alle Helden DOSTOJEWSKIJS sind polygam.

das zukünftige Leben glauben. Was das Kunstwerk anlangt, so wäre es demnach möglich, wenigstens eine Richtung der absurden Analyse zu bestimmen, die man auf den vorhergehenden Seiten bereits vermuten konnte. Sie führt dazu, <die Absurdität des Evangeliums> zu behaupten. Sie beleuchtet diese – zahlreichen Zurückweisungen ausgesetzte – Idee, daß die Überzeugungen den Unglauben nicht verhindern können. Im Gegenteil, man sieht: daß der Autor der <Dämonen>, der mit diesen Wegen vertraut war, am Ende einen ganz anderen Weg eingeschlagen hat. Die überraschende Antwort des Schöpfers an seine Figuren, DOSTOJEWSKIJs Antwort an *Kirillow*, läßt sich in der Tat so zusammenfassen: die Existenz ist trügerisch, *und* sie ist ewig.

DIE SCHÖPFUNG OHNE EIN MORGEN

Der Weg des Absurden

Ich stelle hier also fest, daß die Hoffnung nicht für immer ausgeschaltet werden kann und daß sie selbst die befallen kann, die sich von ihr befreien wollten. Darin besteht das Interesse, das ich an den hier besprochenen Werken habe. Ich könnte, wenigstens in der Reihe der Kunstwerke, einige

wahrhaft absurde Werke aufzählen³⁴. Aber alles muß einmal angefangen haben. Der Gegenstand dieser Untersuchung ist eine gewisse Treue. Die Kirche ist den Häretikern gegenüber nicht so streng gewesen, wie man erwarten sollte, weil sie doch annehmen konnte, daß sie schlimmere Feinde hatte als ein verirrtes Kind. Aber die Geschichte der kühnen Gnostiker und die Beharrlichkeit manichäischer Strömungen haben für den Aufbau des orthodoxen Dogmas mehr getan als alle Gebete. Beachtet man die Größenunterschiede, so darf man sagen: beim Absurden ist es genauso. Man erkennt seinen Weg, wenn man die Wege aufdeckt, die sich von ihm entfernen. Selbst am Ende der absurden Überlegung, in einer von ihrer Logik diktierten Haltung, ist es nicht unwichtig, die Hoffnung noch unter einer ihrer pathetischsten Formen wiedereingeführt zu sehen. Das beweist die Schwierigkeit der absurden Askese. Das beweist vor allem die Notwendigkeit eines unaufhörlich aufrechterhaltenen Bewußtseins und fügt sich in den allgemeinen Rahmen dieses Essays.

Aber wenn nicht mehr die Rede davon ist, die absurden Werke aufzuzählen, so kann man wenigstens auf die schöpfe-

³⁴ Beispielsweise <*Moby Dick*> von MELVILLE. (Vgl. Rowohlt's Klassiker Bd. 37/38. Anm. d. Red.)

rische Haltung schließen, auf eine der Haltungen, die die absurde Existenz vervollständigen können. Der Kunst kann nie so gut gedient werden wie mit einem negativen Gedanken. Ihre dunklen und demütigen Schritte sind für den Geist eines großen Kunstwerks ebenso notwendig wie das Schwarze für das Weiße. <Für nichts> arbeiten und schaffen, in Ton meißeln, wissen, daß sein Werk keine Zukunft hat, sein Werk in einem Tage zerstört sehen und wissen, daß das im Grunde nicht wichtiger ist, als für Jahrhunderte zu bauen – das ist die schwierige Weisheit, zu der das absurde Denken bevollmächtigt. Diese beiden Aufgaben gleichzeitig nebeneinander durchführen, einerseits leugnen, andererseits erhöhen – das ist der Weg, der sich dem absurden Künstler öffnet. Er muß dem Leeren seine Farben geben.

Das führt zu einer eigentümlichen Auffassung vom Kunstwerk. Man betrachtet das Werk eines Künstlers zu oft als eine Folge einzelner Zeugnisse. Man wirft dann Künstler und Literat durcheinander. Ein tiefes Denken ist in ständigem Werden, es vermählt sich mit der Erfahrung eines Lebens und formt sich an. ihr. Ebenso festigt sich die einzige Schöpfung eines Menschen in seinen aufeinanderfolgenden und vielfältigen Gestalten, die die Werke sind. Die einen ergänzen die anderen, korrigieren sie oder gleichen ihre Mängel wieder

aus und widersprechen ihnen auch. Wenn etwas die Schöpfung abschließt, so ist es nicht der sieghafte und illusorische Schrei des blinden Künstlers: <Ich habe alles gesagt>, sondern der Tod des Schöpfers, der seine Erfahrung und das Buch seines Geistes abschließt.

Diese Anstrengung, dieses übermenschliche Bewußtsein erscheinen dem Leser nicht als Zwang. In der menschlichen Schöpfung gibt es kein Geheimnis. Der Wille tut dieses Wunder. Aber zumindest gibt es keine wahre Schöpfung ohne Geheimnis. Zweifellos kann eine Folge von Werken nur eine Reihe von Annäherungen an denselben Gedanken sein. Aber man kann sich auch eine andere Art von Schöpfern vorstellen, die mit einem Nebeneinanderstellen zu Werke gehen. Ihre Werke können untereinander beziehungslos erscheinen. In gewissem Sinne widersprechen sie sich auch. Werden sie aber in ihren Zusammenhang gestellt, so finden sie ihre Ordnung wieder. Vom Tode her empfangen sie so ihren endgültigen Sinn. Ihr hellstes Licht erhalten sie unmittelbar vom Leben ihres Autors. In dieser Hinsicht ist die Folge seiner Werke nur eine Sammlung von Niederlagen. Aber wenn diese Niederlagen alle denselben Unterton behalten, hat der Schöpfer das Bild seiner eigenen Lage zu wiederholen gewußt, hat er das sterile Geheimnis, das er besitzt, zum Klingen gebracht.

Dies zu beherrschen, verlangt eine beträchtliche Anstrengung. Aber die menschliche Intelligenz ist noch viel größeren Aufgaben gewachsen. Sie wird nur den willensmäßigen Aspekt der Schöpfung aufzeigen. Ich habe übrigens deutlich werden lassen, daß der menschliche Wille kein anderes Ziel hatte, als das Bewußtsein aufrechtzuerhalten. Aber das würde nicht ohne Disziplin gehen. Von allen Schulen der Geduld und der Klarheit ist das Schaffen die wirksamste. Es ist zudem das erschütternde Zeugnis für die einzige Würde des Menschen: die eigensinnige Auflehnung gegen seine Lage, die Ausdauer, in einer für unfruchtbar erachteten Anstrengung. Sie erfordert eine tägliche Anstrengung, Selbstbeherrschung, die genaue Abschätzung der Grenzen des Wahren, Maß und Kraft. Sie begründet eine Askese. Und das alles <für nichts>, nur um zu wiederholen und um auf der Stelle zu treten. Aber vielleicht hat das große Kunstwerk weniger Bedeutung an sich als in der Bewährung, die es von einem Menschen verlangt, und in der Gelegenheit, die es ihm zur Überwindung seiner Phantome und zur weiteren Annäherung an seine nackte Wirklichkeit bietet,

Unzufriedenes Denken

Man lasse sich nicht von der Ästhetik beirren. Nicht eine geduldige Auskunft, nicht die endlose und unfruchtbare Erläuterung einer These gebe ich hier. Im Gegenteil – falls ich mich klar ausgedrückt habe. Der Thesenroman, das beweisende Werk, das hassenswerteste von allen, läßt sich am häufigsten von einem *zufriedenen* Denken inspirieren. Man beweist darin die Wahrheit, die man zu besitzen glaubt. Damit aber setzt man Vorstellungen in die Welt, und die Vorstellungen sind das Gegenteil vom Denken. Diese Schöpfer sind verschämte Philosophen. Die, von denen ich spreche oder an die ich denke, sind im Gegenteil klare Denker. An einem bestimmten Punkt, an dem das Denken auf sich selber zurückkommt, richten sie die Bilder ihrer Werke auf als klare Symbole eines begrenzten, sterblichen und aufrührerischen Denkens. Sie beweisen vielleicht etwas. Diese Beweise aber geben die Romanciers mehr sich selbst als anderen. Wesentlich ist, daß sie im Konkreten triumphieren und daß das ihre Größe ist. Dieser völlig sinnliche Triumph ist ihnen von einem Denken bereitet worden, in dem die abstrakten Kräfte gedemütigt wurden. Wenn sie es ganz und gar sind, läßt das Fleisch plötzlich die Schöpfung in all ihrem absurden Glanz erstrahlen. Ironische Philosophien schaffen leidenschaftliche Werke.

Jedes Denken, das auf die Einheit verzichtet, erhöht die Mannigfaltigkeit. Und die Mannigfaltigkeit ist das Gebiet der Kunst. Das einzige Denken, das den Geist befreit, ist jenes, das ihn allein läßt, in der Gewißheit seiner Grenzen und seines bevorstehenden Endes. Ihn reizt keine Doktrin. Er wartet auf das Reifen des Werkes und des Lebens. Losgelöst von ihm wird das Werk noch einmal die kaum gedämpfte Stimme seiner Seele vernehmen lassen, die für immer von der Hoffnung befreit ist. Oder es wird nichts hören lassen, wenn der Künstler, müde seines Spiels, es abbrechen will. Das bleibt sich gleich.

So verlange ich von dem absurden Kunstwerk das, was ich vom Denken verlangte: Auflehnung, Freiheit und Mannigfaltigkeit. Dann wird es die tiefe Nutzlosigkeit manifestieren, In dieser täglichen Anstrengung, in der sich Geist und Leidenschaft mischen und gegenseitig steigern, entdeckt der absurde Mensch eine Zucht, die das Wesentliche seiner Kräfte ausmacht. Der Fleiß, den er dazu braucht, der Eigensinn und der Scharfblick vereinigen sich so mit der Haltung des Erobers. Auch Schaffen heißt: seinem Schicksal Gestalt geben. Alle diese Gestalten erklärt ihr Werk mindestens ebensosehr, wie es durch sie erklärt wird. Der Komödiant lehrte uns: zwischen Schein und Sein gibt es keine Grenze.

Um es zu wiederholen: nichts von alledem hat wirklichen Sinn. Auf dem Wege zu dieser Freiheit ist noch ein Schritt zu tun. Die letzte Anstrengung für diese verwandten Geister, Künstler oder Eroberer, besteht darin, sich von ihren Unternehmungen befreien zu können, zu dem Eingeständnis zu gelangen, daß das Werk selbst – sei es Eroberung, Liebe oder Kunstwerk – nicht sein kann, und so die tiefe Nutzlosigkeit allen individuellen Lebens zu vollenden. Gerade das gibt ihnen größere Leichtigkeit bei der Verwirklichung dieses Werkes, wie die Erkenntnis die Absurdität des Lebens ihnen das Recht gibt, sich bis zum Übermaß hineinzustürzen.

Übrig bleibt ein Schicksal, bei dem nur das Ende verhängnisvoll ist. Abgesehen von diesem einzigen Verhängnis des Todes ist alles, Freude oder Glück, Freiheit. Es bleibt eine Welt, deren einziger Herr der Mensch ist. Was ihn bannte, war die Illusion einer anderen Welt. Das Los seines Denkens besteht nicht mehr darin, sich selbst zu verleugnen, sondern in Bildern aufzugehen. Es wird spielerisch – in Mythen sicherlich, aber in Mythen, die keine andere Tiefe haben als die des menschlichen Schmerzes und wie diese unerschöpflich sind. Nicht in der göttlichen Fabel, die unterhält und blind macht, sondern in Gesicht, Tat und Drama dieser Erde verei-

nigen sich eine wunderliche Weisheit und eine Leidenschaft
ohne ein Morgen.

IV. DER MYTHOS VON SISYPHOS

Der ewige Rebell

Die Götter hatten *Sisyphos* dazu verurteilt, unablässig einen Felsblock einen Berg hinaufzuwälzen, von dessen Gipfel der Stein von selbst, wieder hinunterrollte. Sie hatten mit einiger Berechtigung bedacht, daß es keine fürchterlichere Strafe gibt als eine unnütze und aussichtslose Arbeit.

Wenn man HOMER Glauben schenken will, war *Sisyphos* der weiseste und klügste unter den Sterblichen. Nach einer anderen Überlieferung jedoch betrieb er das Gewerbe eines Straßenräubers. Ich sehe darin keinen Widerspruch. Über die Gründe, weshalb ihm in der Unterwelt das Dasein eines unnützen Arbeiters beschert wurde, gehen die Meinungen auseinander. Vor allem wirft man ihm eine gewisse Leichtfertigkeit im Umgang mit den Göttern vor. Er gab ihre Geheimnisse preis. *Egina*, die Tochter des *Asopos*, wurde von *Jupiter* entführt. Der Vater wunderte sich über ihr Verschwinden und beklagte sich darüber bei *Sisyphos*. Der wußte von der Entführung und wollte sie *Asopos* unter der Bedingung verraten, daß er der Burg von Korinth Wasser verschaffte. Den himmlischen Blitzen zog er den Segen des Wassers vor. Dafür wurde

er in der Unterwelt bestraft. HOMER erzählt uns auch, *Sisyphos* habe den Tod in Ketten gelegt. *Pluto* konnte den Anblick seines stillen, verödeten Reiches nicht ertragen. Er verständigte den Kriegsgott, der den Tod aus den Händen seines Überwinders befreite.

Außerdem heißt es, *Sisyphos* wollte, als er zum Sterben kam, törichterweise die Liebe seiner Frau erproben. Er befahl ihr, seinen Leichnam unbestattet auf den Markt zu werfen. *Sisyphos* kam in die Unterwelt. Dort wurde er von ihrem Gehorsam, der aller Menschenliebe widersprach, derart aufgebracht, daß er von *Pluto* die Erlaubnis erwirkte, auf die Erde zurückzukehren und seine Frau zu züchtigen. Als er aber diese Welt noch einmal geschaut, das Wasser und die Sonne, die warmen Steine und das Meer wieder geschmeckt hatte, wollte er nicht mehr ins Schattenreich zurück. Alle Aufforderungen, Zornausbrüche und Warnungen fruchteten nichts. Er lebte noch viele Jahre am Golf, am leuchtenden Meer, auf der lächelnden Erde und mußte erst von den Göttern festgenommen werden. *Merkur* packte den Vermessenen beim Kragen, entriß ihn seinen Freunden und brachte ihn gewaltsam in die Unterwelt zurück, in der sein Felsblock schon bereitlag.

Kurz und gut: *Sisyphos* ist der Held des Absurden. Dank seinen Leidenschaften und dank seiner Qual. Seine Verachtung der Götter, sein Haß gegen den Tod und seine Liebe zum Leben haben ihm die unsagbare Marter aufgewogen, bei der sein ganzes Sein sich abmüht und nichts zustande bringt. Damit werden die Leidenschaften dieser Erde bezahlt. Über *Sisyphos* in der Unterwelt wird uns nichts weiter berichtet. Mythen sind dazu da, von der Phantasie belebt zu werden. So sehen wir nur, wie ein angespannter Körper sich anstrengt, den gewaltigen Stein fortzubewegen, ihn hinaufzuwälzen und mit ihm wieder und wieder einen Abhang zu erklimmen; wir sehen das verzerrte Gesicht, die Wange, die sich an den Stein schmiegt, sehen, wie eine Schulter sich gegen den erdbedeckten Koloß legt, wie ein Fuß ihn stemmt und der Arm die Bewegung aufnimmt, wir erleben die ganz menschliche Selbstsicherheit zweier erdbeschmutzter Hände. Schließlich ist nach dieser langen Anstrengung (gemessen an einem Raum, der keinen Himmel, und an einer Zeit, die keine Tiefe kennt) das Ziel erreicht. Und nun sieht *Sisyphos*, wie der Stein im Nu in jene Tiefe rollt, aus der er ihn wieder auf den Gipfel wälzen muß. Er geht in die Ebene hinunter.

Auf diesem Rückweg, während dieser Pause, interessiert mich *Sisyphos*. Ein Gesicht, das sich so nahe am Stein ab-

müht, ist selber bereits Stein! Ich sehe, wie dieser Mann schwerfälligen, aber gleichmäßigen Schrittes zu der Qual hinuntergeht, deren Ende er nicht kennt. Diese Stunde, die gleichsam ein Aufatmen ist und ebenso zuverlässig wiederkehrt wie sein Unheil, ist die Stunde des Bewußtseins. In diesen Augenblicken, in denen er den Gipfel verläßt und allmählich in die Höhlen der Götter entschwindet, ist er seinem Schicksal überlegen. Er ist stärker als sein Fels.

Dieser Mythos ist tragisch, weil sein Held bewußt ist. Worin bestünde tatsächlich seine Strafe, wenn ihm bei jedem Schritt die Hoffnung auf Erfolg neue Kraft gäbe? Heutzutage arbeitet der Werktätige sein Leben lang unter gleichen Bedingungen, und sein Schicksal ist genauso absurd. Tragisch ist es aber nur in den wenigen Augenblicken, in denen der Arbeiter bewußt wird. *Sisyphos*, der ohnmächtige und rebellische Prolet der Götter, kennt das ganze Ausmaß seiner unseeligen Lage: über sie denkt er während des Abstiegs nach. Das Wissen, das seine eigentliche Qual bewirken sollte, vollendet gleichzeitig seinen Sieg. Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann.

Fluch und Seligkeit

Wenn der Abstieg so manchen Tag in den Schmerz führt, er kann doch auch in der Freude enden. Damit wird nicht zuviel behauptet. Ich sehe wieder *Sisyphos* vor mir, wie er zu seinem Stein zurückkehrt und der Schmerz von neuem beginnt. Wenn die Bilder der Erde zu sehr im Gedächtnis haften, wenn das Glück zu dringend mahnt, dann steht im Herzen des Menschen die Trauer auf: das ist der Sieg des Steins, ist der Stein selber. Die gewaltige Not wird schier unerträglich. Unsere Nächte von Gethsemane sind das. Aber die niederschmetternden Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden. So gehorcht *Ödipus* zunächst unwissentlich dem Schicksal. Erst mit Beginn seines Wissens hebt seine Tragödie an. Gleichzeitig aber erkennt er in seiner Blindheit und Verzweiflung, daß ihn nur noch die kühle Hand eines jungen Mädchens mit der Welt verbindet. Und nun fällt ein maßloses Wort: <Allen Prüfungen zum Trotz – mein vorge-rücktes Alter und die Größe meiner Seele sagen mir, daß alles gut ist.> So formuliert der *Ödipus* des SOPHOKLES (wie *Kirilow* bei DOSTOJEWSKIJ) den Sieg des Absurden. Antike Weisheit verbindet sich mit modernem Heroismus.

Man entdeckt das Absurde nicht, ohne in die Versuchung zu geraten, irgendein Handbuch des Glücks zu schreiben. <Was! Auf so schmalen Wegen...?> Es gibt aber nur eine

Welt. Glück und Absurdität entstammen ein und derselben Erde. Sie sind untrennbar miteinander verbunden. Irrtum wäre es, wollte man behaupten, daß das Glück zwangsläufig der Entdeckung des Absurden entspringe. Wohl kommt es vor, daß das Gefühl des Absurden dem Glück entspringt. <Ich finde, daß alles gut ist>, sagt *Ödipus*, und dieses Wort ist heilig. Es wird in dem grausamen und begrenzten Universum des Menschen laut. Es lehrt, daß noch nicht alles erschöpft ist, daß noch nicht alles ausgeschöpft wurde. Es vertreibt aus dieser Welt einen Gott, der mit dem Unbehagen und mit der Vorliebe für nutzlose Schmerzen in sie eingedrungen war. Es macht aus dem Schicksal eine menschliche Angelegenheit, die unter Menschen geregelt werden muß.

Darin besteht die ganze verschwiegene Freude des *Sisyphos*. Sein Schicksal gehört ihm. Sein Fels ist seine Sache. Ebenso läßt der absurde Mensch, wenn er seine Qual bedenkt, alle Götzenbilder schweigen. Im Universum, das plötzlich wieder seinem Schweigen anheimgegeben ist, werden die tausend kleinen, höchst verwunderten Stimmen der Erde laut. Unbewußte, heimliche Rufe, Aufforderungen aller Gesichter bilden die unerläßliche Kehrseite und den Preis des Sieges. Ohne Schatten gibt es kein Licht; man muß auch die Nacht kennenlernen. Der absurde Mensch sagt Ja, und seine

Mühsal hat kein Ende mehr. Wenn es ein persönliches, Geschick gibt, dann gibt es kein übergeordnetes Schicksal oder zumindest nur eines, das er unheilvoll und verächtlich findet. Darüber hinaus weiß er sich als Herr seiner Zeit. Gerade in diesem Augenblick, in dem der Mensch sich wieder seinem Leben zuwendet (ein *Sisyphos*, der zu seinem Stein zurückkehrt), bei dieser leichten Drehung betrachtet er die Reihe unzusammenhängender Taten, die sein Schicksal werden, seine ureigene Schöpfung, die in seiner Erinnerung geeint ist und durch den Tod alsbald besiegelt wird. Überzeugt von dem rein menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ist er also immer unterwegs – ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat. Der Stein rollt wieder.

Ich verlasse *Sisyphos* am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Nur lehrt *Sisyphos* uns die größere Treue, die die Götter leugnet und die Steine wälzt. Auch er findet, daß alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns *Sisyphos* als einen glücklichen Menschen vorstellen.